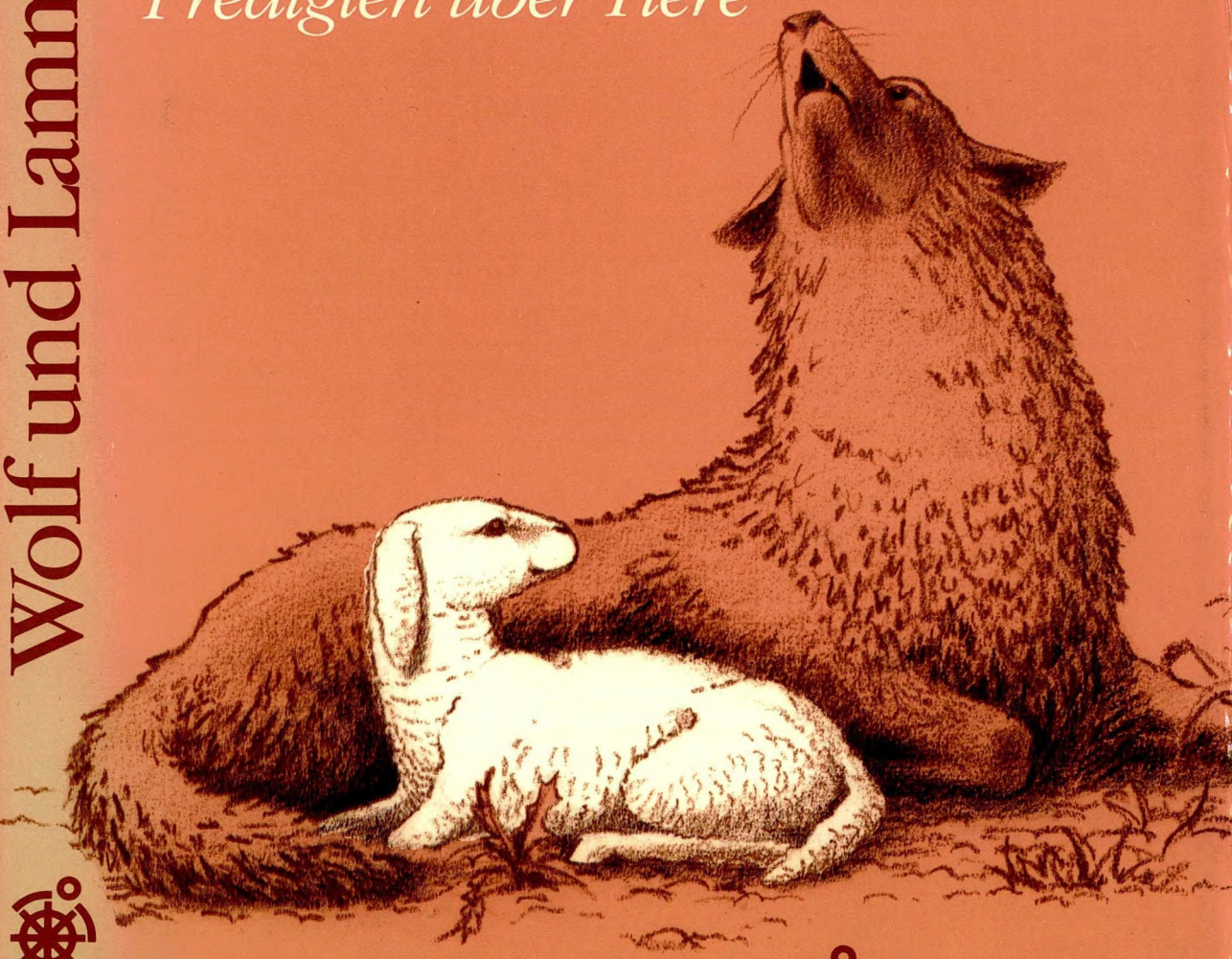
Jakob Vetsch

Wolf und Lamm

Predigten über Tiere



Wolf und Lamm Jakob Vetsch

OESCH VERLAG

Die Wut der Bärin, die Majestät des Löwen und das Gurren der Turteltauben spielen in der christlichen Symbolik eine packende Rolle. In den 18 Predigten dieses Buches treten Tiere auf, weil sie uns Menschen viel zu erzählen haben. Eine bunte Fülle von Fakten aus alten Religionen, biblischen Texten, Worten von Kirchenvätern, Legenden, Fabeln, Märchen und Tiergeschichten aus der Literatur zeugt vom unaufkündbaren Dreiecksverhältnis zwischen Gott, Mensch und Tier.

Predigten für Tierfreunde, die dem Christentum gegenüber offen sind und für Christen, die Beziehungen neu knüpfen möchten zum Tier, zur Natur überhaupt.

OESCH VERLAG,
CH-8152 GLATTBRUGG (ZÜRICH)

Jakob Vetsch

Wolf und Lamm

Jakob Vetsch

Wolf und Lamm

Predigten über Tiere

Mit einem Begleitwort von
Professor Dr. Peter Schneider, Mainz,
und Federzeichnungen von
Rolf Cigler, Zürich

Oesch Verlag

Alle Rechte, einschliesslich derjenigen des auszugsweisen Abdruckes und der fotomechanischen Wiedergabe, der Übertragung auf Ton- oder Bildträger jeder Art, vorbehalten.

© 1984 bei Oesch Verlag,
Glattbrugg (Zürich)
Schutzumschlag und Einbandvignette:
Rolf Cigler, Zürich
Satz und Druck: BuchsDruck, Buchs
Einband: Grossbuchbinderei Baumann, Erlenbach

ISBN 3-85833-327-1

Im Andenken an meinen verehrten Vater

FLORIAN VETSCH

Regierungsrat
11. September 1921 bis 8. März 1972
Zur Erinnerung an Deinen Leitsatz:
Wirket, solange es Tag!
Joh. 9, 4

Inhalt

Begleitwort 9
Einleitung 13
Des Bären menschenähnliche Seele 19
Sanftmütiger Esel – Schnelles Pferd 27
Wenn der Fuchs predigt . . . 35
Der Sprung des Hasen aus der Grube (Ostern) 37
Wie der Hirsch nach frischem Wasser lechzt . . . 41
Der Hund – ein treuer Freund dem Menschen 47
Der Löwe – König der Tiere 55
Die kluge Feldmaus (Erntedankfest) 63
Von der Ausdauer des Rindviehs 67
Schafsgeduld (Totensonntag) 73
Der Adler – Beherrscher der Lüfte (1. Advent) 83
Der Hahn, der Künder des Lichts –
die Henne, ein Bild religiöser Heimat (2. Advent) 91
Stolze Pfauenpracht 97
Die Turteltauben (Weihnachten) 101
Ameisenfleiss (Neujahr) 107
Fischsegen . . . 113
Seid klug wie die Schlangen . . . 119
Nachwort 125
Literaturverzeichnis 127

Tier und wir

Begleitwort

I

Der Mensch ist weder Tier noch Engel, sagte Blaise Pascal (1623 bis 1662). Das lässt an die uns vertraute Vorstellung von der Schöpfung als einer gestuften Ordnung denken: Stein, Pflanze, Tier und dann der Mensch als «Krone der Schöpfung». Doch es ist von einer weiteren Stufe die Rede, auf der sich die Engel befinden. Der Mensch ist somit zwischen Tieren und Engeln eingeordnet. Von Engeln verstehen wir Leute von heute wenig. Man würde sich vielleicht auf folgende Formel einigen können: Engel sind lichte, leichte, reine und schöne Geschöpfwesen, die sich bis in Gotteshöhe emporschwingen können. Wir reden von «engelsgut» und «engelsschön» und bezeichnen damit auch menschliche Vollkommenheitsgrade. Die Engel sind darnach nicht einfach Wesen, welche jenseits menschlicher Möglichkeiten existieren. Zwar sind die Menschen keine Engel; aber sie erreichen mitunter Engelsqualität. Zumeist allerdings bilden sie sich ihre Engelshaftigkeit nur ein. Darauf verweist Pascal, wenn er seinen Gedanken so fortführt: Wenn ein Mensch Engel spielt, verfällt er in die Rolle des Tieres. Es gehört zur vertrackten Lage zwischen Engel und Tier, dass der Mensch offenbar immer wieder darnach trachtet, sich seiner niederen Natur, seiner tierischen Natur zu entziehen und in eine höhere Natur zu entweichen – und in diesem Versuch immer neu scheitert und gerade ins Tierische verfällt.

II

Die Lage des Menschen zwischen Tieren und Engeln ist darnach alles andere als einfach. Sie zeigt seine Zwiespältigkeit. Tiere sind einfach und Engel sind einfach. Menschen sind zwiefach und zwie-

spältig. Sie gehören verschiedenen Ordnungen an. Doch der Zugehörigkeit zur Tierordnung scheinen sie sich zu schämen.

Diese letztere zeigt sich elementar im Triebhaften: im Ernährungs- und Fortpflanzungstrieb. Menschen und Tiere *müssen* sich ernähren und sie *müssen* sich fortpflanzen. Das gilt für die Engel nicht. Fressen und paaren bezeichnen die Menschen dann eben als tierisch. Und je engelhafter sie sich fühlen, desto eher neigen sie dazu, Triebhaftigkeit mit Tierhaftigkeit, ja mit Bestialität zu identifizieren.

Überdies setzen sie ihre Aggressivität mit *Bestialität* gleich. So erscheint der Wolf als Symbol für das Tier im Menschen, als Symbol der Gier in dreifacher Gestalt: der Machtgier, der Fressgier und der Sexualgier. Für die Sozialphilosophie wird der Wolfsmensch zum Inbegriff jener Kräfte, welche den Krieg aller gegen alle bewirken und die nur durch den Überwolf, den Herrscherstaat, gebändigt werden können.

Zugleich allerdings zeigt sich das Bild des wilden Tiers als Bild der Kraft, die Herrscher für sich in Anspruch nehmen, in deren Wappen sich rote Löwen, schwarze Adler, silberne Leoparden, gewaltige Bären und herrlich blau-goldene Pfauen spreizen und zeigen. Sie schmücken sich mit Federn von Straussen und Reihern und kleiden sich in Hermelin und Zobel und reiten auf schnaubenden Pferden, auf dem roten Handschuh den Falken, umtobt von geifernden Hunden: Tierfürsten, verbreiten sie Furcht und Abscheu, hochmütig und traumblind. Erschrocken entschweben die Engel.

Symbole der Macht, sind sie gleichzeitig Symbole der Ohnmacht. Niederdrückend ist die Aura der Trauer um die Käfige, in denen Königsadler gefangen gehalten werden, unvergesslich Rilkes Panther hinter den Stäben:

Sein Blick ist vom Vorübergehn der Stäbe
So müd geworden, dass er nichts mehr hält.
Ihm ist, als ob es tausend Stäbe gäbe
Und hinter tausend Stäben keine Welt.

III

Tierahnen, Tiergottheiten, das wilde Tier, das Raubtier als Bild des Schreckens und der Sehnsucht, Tierheit als Bedrohung und als Interpretament des Menschlichen, als Natur und Perversion, Tiere als ökonomische Faktoren, als Sachen, als Forschungsobjekte, als Kameraden, kluge Berater auf dem Weg des Menschen zu sich selbst und als Gestalt, in die der Mensch verhext und verzaubert ist und aus der er nur befreit werden kann, wenn der Frosch, der Bär liebevoll angenommen wird: Eine Fülle, eine verwirrende Mannigfaltigkeit der Aspekte, unter denen Wir und Tier in Sicht kommen.

Jakob Vetsch hat in 18 Predigten das Verhältnis zwischen Tieren und Menschen aus dem Alten und dem Neuen Testament sichtbar gemacht. Zugleich bringt er die christliche Überlieferung in Legende und Theologenwort in Erinnerung.

An seinen Predigten besticht nicht die moralische Sentenz oder die politische Tendenz. Sie richten sich nicht gegen Tierversuch und Robbenmord. Sie schliessen sich auch nicht zu einem Kapitel christlicher Ethik zusammen. Sie erschliessen vielmehr einen reichen und differenzierten Sachverhalt. Sie antworten auf die Frage, wie gehen Bibel und Überlieferung mit den verschiedenen Tieren, den grossen und kleinen, den Säugetieren und Reptilien, den Vögeln und Fischen, dem Löwen und dem Rind, dem Adler, der Ameise und der Schlange um.

Von umgreifender Bedeutung ist dies: Die Tiere wie die Menschen sind Geschöpfe, auf den Schöpfer hingeordnet und im Lobpreisen des Schöpfers einstimmig; einstimmig aber auch in der Hoffnung auf Erlösung und Befreiung.

Dann wird der Wolf beim Lamm zu Gast sein,
der Panther neben dem Ziegenböcklein liegen;
gemeinsam wachsen Kalb und Löwenjunges auf,
ein kleiner Junge kann sie hüten.
(Jesaja 11, 6)

Diese Endzeitvision, diese Zielvorstellung macht die Weg- und Unterwegsnot drastisch deutlich. Da ist eben der Wolf nicht zu Gast beim Lamm. Da wühlen die frechen kleinen Füchse im Weinberg. Da sind Bären- und Löwenkräfte nicht einfach Garanten des Friedens. Da stehen die Tiere und die Menschen nicht einfach beisammen. Da kann man sich nicht einfach auf den Rücken eines kraftvoll-schönen Pferdes schwingen, um ins Reich Gottes einzugaloppieren. Da wird man sich hartnäckig und geduldig auf hartnäckigen und geduldig-sanften Eseln tragen lassen müssen, über die Durststrecken steinig-staubiger Wege. Es will mir scheinen, dass der Prediger vor allem an das Grautier denkt, wenn er unseren Menschenweg bedenkt. Er dramatisiert nicht: Er lässt das Tier aus dem Abgrund nicht erscheinen (Offenbarung 13). Er sammelt die stolzen Figurationen der Macht, den Löwen und den Pfau, nicht ins Bild herrschaftlicher Herrlichkeit. Er trottet in seinen Tierpredigten, die je von Karfreitag und Ostern handeln, geduldig durch die Widersprüche des Alltags und hält umsichtig zusammen, was notwendig zusammengehört.

Peter Schneider

Einleitung

In den vergangenen Jahrzehnten haben Lehre und Predigt der Kirche vor lauter Mensch das Tier vernachlässigt. Nicht dass den Problemen des Menschen zuviel echte Aufmerksamkeit gezollt werden könnte, aber dem Tier kommt neben seinem berechtigten Eigenleben auch eine nicht zu unterschätzende Bedeutung für den Menschen zu. Es zieht fatale Folgen nach sich, wenn der Mensch aus der Schöpfungsordnung auszusteigen versucht und übermässig egoistische Beachtung heischt. In unserer Zeitepoche höchsten Wohlstandes – während viele Menschen innerlich und äusserlich kranken – wird manchen Tierarten völlig unbedacht und rücksichtslos Lebensraum und Lebensbedingungen entzogen. Die Hinwendung zum Tier und das Hören darauf, was uns die Tiere mitzuteilen haben, das sind in letzter Konsequenz auch Fragen menschlichen Ganzseins und des Heils der Welt. Freilich gilt es, das Ohr hiefür neu zu schärfen, wie es uns eine eindrückliche Geschichte nahelegt:

Eines Tages verliess ein Indianer das Reservat, das Schutzgebiet für sein Volk, und besuchte einen weissen Freund in der Stadt. Der Lärm dort, die vielen Autos und all die Menschen um sich, dies war ganz neuartig und auch ein wenig verwirrend für den Indianer. Die beiden Männer gingen die Strasse entlang, als plötzlich der Indianer seinem Freund auf die Schulter tippte und ruhig sagte:

«Bleib einmal stehen. Hörst du auch, was ich höre?»

Der weisse Freund des roten Mannes horchte, lächelte und erwiderte dann:

«Alles, was ich höre, ist das Hupen der Autos und das Rattern der Omnibusse, die Stimmen und die Schritte der vielen Leute. Was hörst du denn?»

«Ich höre in der Nähe eine Grille zirpen», meinte nun der Indianer.

Wieder horchte der weisse Mann.

Er schüttelte den Kopf.

«Du musst dich täuschen, hier gibt es keine Grillen. Und selbst

wenn da irgendwo eine wäre, würde man doch ihr Zirpen bei dem Lärm, den die Autos verursachen, nicht hören.»

Der Indianer ging ein paar Schritte. Vor einer Hauswand hielt er inne. Wilde Reben rankten an der Mauer. Er schob die Blätter auseinander, und siehe da! Sehr zum Erstaunen des weissen Mannes sass tatsächlich eine Grille im Geäst. Sie zirpte laut. Nun, als der weisse Mann die Grille sehen konnte, fiel es ihm auch auf.

Nach einer Weile gab der Weisse seinem roten Freund zu bedenken:

«Natürlich hast du die Grille hören können. Dein Gehör ist eben besser geschult als meines. Indianer sind hellhöriger als Weisse.»

Der Indianer lächelte, gab sich mit dieser Erklärung nicht zufrieden und erwiderte:

«Du irrst dich, mein Freund. Das Gehör eines Indianers ist nicht besser und nicht schlechter als das eines weissen Mannes. Pass auf, ich will es dir beweisen!»

Er griff in seine Tasche, klaubte eine Münze heraus und warf sie auf das Pflaster. Sie klimperte auf dem Asphalt, und sogar Leute, die sich etliche Meter von den beiden entfernt befanden, wurden aufmerksam und hielten inne. Endlich hob einer das Geldstück auf, steckte es ein und ging seines Weges.

«Siehst du», sagte der Indianer zu seinem Freund, «das Geräusch der Münze war nicht lauter als dasjenige der Grille, und doch vernahmen es viele der weissen Männer und drehten sich danach um, während das Zirpen der Grille niemand hörte ausser mir. Der Grund dafür liegt nicht darin, dass das Gehör der Indianer besser ist. Der Grund ist der, dass wir alle stets das gut hören, worauf wir zu achten gewohnt sind.»

Hat diese Erzählung recht? Verfügen wir über ein gut geschärftes Ohr, wenn wir die Geldsprache hören, die Tiersprache nehmen wir jedoch nicht mehr wahr? Sind wir zu einseitig geworden? Erfuhr unser Realitätsbegriff eine Verzerrung, ist unsere Wirklichkeitssicht getrübt, weltfern statt lebensnah? Sehen wir die Welt falsch? Ich

meine: Ja, und deshalb lehren uns die Tiere in der Bibel eine ganze Menge. Wir können nämlich mit geschlossenen Augen durch die Welt gehen, blind sein für die Schönheit der Berge, der Wälder, der Seen und alles Tierleben auf dieser Erde, aber eines ist unmöglich: unsere Bibel lesen und zugleich die starke und ursprüngliche Begabung ihrer Verfasser für die Schilderung von Naturbeobachtungen übersehen. Ehrfürchtiges Ergriffensein von der Pracht göttlichen Schöpfungswerkes findet in der Heiligen Schrift packenden Ausdruck.

Es handelt sich bei den vorliegenden Predigten dementsprechend immer auch um das Verständnis des Buches der Bücher, mehr noch, um die Beziehung zu Gott selber, wird doch etwa im Buch Hiob (12, 7–10) nicht davor zurückgescheut, das Tier als Lehrer über den Menschen zu erheben:

Du kannst die Tiere und die Vögel fragen,
du würdest einiges von ihnen lernen.
Die Erde sagt es dir, wenn du sie fragst,
die Fische wüssten vieles zu erzählen.
Die ganze Schöpfung weiss es, spricht es aus:
'Dies alles hat die Hand des Herrn gemacht!'
Von seiner Macht hängt jedes Leben ab,
der Atem aller Menschen kommt von ihm.

Ob wir es wahrhaben wollen oder nicht: Das Tier hat eine Ahnung von Gott. Es vermag uns Lehrer zu sein, Gottes-Lehrer. Das Tier als Theo-loge – keine absurde Idee, sondern biblisch! Nach dem Zeugnis der Bibel lobt die Tierwelt durch ihr Dasein den Herrn, wie alle Kreatur überhaupt dazu da ist. Der Psalm 148 (7. 10) spricht das so aus:

Preist den Herrn, alle seine Geschöpfe,
preist ihn unten auf der Erde!

Lobt ihn, ihr Ozeane, ihr Ungeheuer im Meer!
Lobt ihn, wilde und zahme Tiere,
ihr Vögel und alles Gewürm!

Auch das können wir Menschen vom Tier lernen, oder wir sollten das Tier zumindest nicht davon abhalten: das Lob Gottes. Denn Umwelt zerstören, Tierarten dezimieren und aussterben lassen heisst, die Schöpfung am Lobpreis Gottes hindern.

Im Geheimen weiss das Tier um seine Verwandtschaft mit dem Menschen. Auf den ersten Seiten der Bibel liest sich der Bericht, dass Gott die Tiere zuerst schuf und ebenso segnete wie nachher den Menschen:

Er segnete seine Geschöpfe und sagte:
'Vermehrt euch und füllt die Meere!
Und ihr Vögel, vermehrt euch auf der Erde!'

Obschon nur der Mensch Gottes Ebenbild ist, sind beide, Tier und Mensch, mit dem wörtlichen Segen Gottes versehen (1. Mose 1, 22. 28). Beide sollen sich nach denselben Gesetzen von Zeugung und Geburt mehren. Wegen dieser Verwandtschaft zieht es den Menschen unwillkürlich zum Tier hin. Ohne Lebensgemeinschaft mit dem Tier gerät der Mensch in Einsamkeit und Armut. Wie greift das Erlebnis eines Alpaufzuges ans Herz! Wie können Kinder um ein Tier betteln! Mein kleiner Göttibub aus Zürich, der sich mit unseren Hühnern anfreundete und flugs durch das Türchen zu ihnen in den Stall kroch! Wie fliehen Stadtmenschen übers Wochenende und in den Ferien auf das Land!

Und selbst in den Städten: Welche Rolle spielen doch die zoologischen Gärten, die Volièren in den Parkanlagen, die unzähligen Käfigvögel und Schosshündchen! All das sind Versuche des Menschen, in ganzmachenden, heilbringenden Kontakt mit dem Tier zu treten. Ihm wurde die Herrschaft über das Tier anvertraut – ein grosses,

verpflichtendes Geschenk! – und die schöne Aufgabe zugedacht, die Tiere mit Namen zu versehen (1. Mose 1, 28. 2, 19):

Ich setze euch über die Fische,
die Vögel und alle anderen Tiere
und vertraue sie eurer Fürsorge an. –
Er formte aus Erde die Landtiere und die Vögel.
Dann brachte er sie zu dem Menschen,
um zu sehen, wie er sie nennen würde;
denn so sollten sie heissen.

Endlich bekundet uns das Neue Testament das Harren aller Kreatur auf Gottes Reich (Röm. 8, 19. 22):

Alle Geschöpfe warten sehnsüchtig darauf,
dass Gott seine Kinder
vor aller Welt mit dieser Herrlichkeit ausstattet.
Wir wissen, dass die ganze Schöpfung
bis jetzt noch vor Schmerzen stöhnt
wie eine Frau bei der Geburt.

Darum haben die Maler Ochs und Esel in die Weihnachtsszene hineingestellt. Alte Legenden berichten, es sei den Tieren einmal im Jahr, in der Heiligen Nacht, gegönnt, sich dem Menschen zu offenbaren und verzaubert durch die friedliche Macht jenes Abends im ursprünglichen Zustand des Paradieses mit ihm Umgang zu pflegen. Darum heisst es von Jesus (Markus 1, 13):

Er lebte mit den wilden Tieren zusammen.

Und darum sollen die Jünger in alle Welt gehen und das Evangelium allen, die erschaffen sind – aller Kreatur –, predigen (Markus

16, 15). Der Prophet Jesaja (11, 6–9) kündet uns vom Friedenskönig und seinem Reich in einer fantastischen Sicht schliesslich folgendes:

Dann wird der Wolf beim Lamm zu Gast sein,
der Panther neben dem Ziegenböcklein liegen;
gemeinsam wachsen Kalb und Löwenjunges auf,
ein kleiner Junge kann sie hüten.
Die Kuh wird neben dem Bären weiden,
und ihre Jungen werden beieinander liegen;
der Löwe frisst dann Stroh wie das Rind.
Der Säugling spielt am Schlupfloch der Schlange,
das Kleinkind steckt die Hand in die Höhle der Otter.
Niemand wird Böses tun und Unheil stiften
auf dem Zion, Gottes heiligem Berg.
So wie das Meer voll Wasser ist,
wird das Land erfüllt sein von Erkenntnis des Herrn.

Am Ende der Zeiten werden die Tiere miteinbezogen sein in den endlosen Frieden, der mit Christus angefangen hat. Stückweise dürfen wir ihn in kurzen Lichtblicken schon in unserer Welt erleben, diesen Frieden, auf dessen Durchbruch einst ich mich bereits jetzt herzlich freue!

Des Bären menschenähnliche Seele

Nun fragen wir nach dem Bär, seinem Wesen und seiner Art, seiner Bedeutung, und nehmen uns die Naturkunde, Wissenswertes aus den Religionen, die Bibel, christliche Symbolik und Legende zuhilfe.

Der pelzige Geselle aus dem Wald zählt zu den allesfressenden Raubtieren. Er tritt in Eurasien und in Nord- und Südamerika auf. Gemeinsam sind den Bären der plumpe Bau, die verhältnismässig kurzen Beine, der breite Kopf mit der kegelförmigen Schnauze, der kleine Schwanz sowie die grossen Pratzen mit den nackten Sohlen. Durch den Bau des Gebisses unterscheidet sich der Bär von den fleischfressenden Raubtieren, da er wie die pflanzenfressenden Säugetiere über höckrige Backenzähne verfügt.

Nicht allein in zahlreichen Märchen und Legenden spielt der braune Kerl eine unübersehbare Rolle, sondern vor allem auch in Religionen der prähistorischen Zeit und bei den Völkern des Nordens, aber auch bei den nordamerikanischen Indianern. Im sibirischen Stamm der Orotschon glaubt man fest, dass dem Bären eine menschenähnliche Seele eigen sei. Schwingt etwas von dieser Auffassung, des Bären Seele gleiche dem Menschen, in der Beliebtheit des Teddy-Bärs unter den Kindern mit, oder auch in der Anziehungskraft, die der «Bärengraben» in der namensverwandten Schweizer Hauptstadt Bern ausstrahlt? Diese repräsentiert sich denn auch durch einen schwarzen Bären auf Goldgrund im Wappenschild, da sie in einer Gegend erbaut wurde, in der einst Bären hausten, wie das auch im Namen der deutschen Stadt Berlin anklingt. Stellt der Umstand, dass diese beiden Wohnung bietenden Städte ihre Benennung dem Bären verdanken, nicht ein Kompliment an die Adresse des Tiers dar?

Ein alter Glaube weiss gar um die besondere Verbindung des Bären mit dem Himmel und verlangt ihm Achtung und Vorsicht ab. Kein anderes Tier besitzt auch nach seinem Tode so viel Macht wie er. Seine Krallen, Pranken und Zähne tauchen als schützende Amulette auf. Zahlreiche Medikamente werden aus verschiedenen seiner Körperteile gewonnen und in fernöstlichen Apotheken teuer zum Kauf

angeboten. Am wirksamsten scheinen der Schädel und die Langknochen zu sein; sie wurden von den Volksstämmen der Tungusen und Samojeden in Sibirien wie auch bei den Eskimos seit sehr alter Zeit dem höchsten, das All umfassenden Wesen geopfert. Funde beweisen die nämliche Opferidee schon bei vielen Menschen der mittleren Steinzeit.

Eine andere Weise religiöser Verehrung erfährt der Bär seit 20 000 bis 30 000 Jahren unentwegt als Mittler zwischen Himmel und Erde, als Abgesandter aus der übernatürlichen Sphäre. Die Verbindung wird durch Entsendung, Tötung des Tiers am Bärenfest hergestellt, damit seine Seele dorthin wandert, wo das Schicksal der Menschen entschieden wird. Die Auffassung ist also nicht mehr die eines Opfers wie zur Zeit der Neandertaler, sondern die der Entsendung als Bote, was bei einigen Völkern Sibiriens und beim ostasiatischen Urvolk der Ainu durchaus noch lebendig im Bewusstsein verankert ist.

Viel nüchternere, sachlichere Erwähnung findet der Bär in der Bibel, wo er, wie auch andere Tiere, zum bildhaften Vergleich beigezogen oder als Werkzeug Gottes geschildert wird. «Du kennst doch deinen Vater», warnt Huschai Abschalom davor, seinem Vater David nachzusetzen, «er ist ein kriegserfahrener Mann, und er hat lauter kampferprobte Leute bei sich. Sie werden kämpfen wie eine Bärin, der man ihre Jungen weggenommen hat.» (2. Samuel 17, 8). Im allgemeinen tritt der Bär dem Menschen nicht angriffslustig entgegen; er weicht ihm aus oder verhält sich ruhig. Wenn er jedoch gereizt wird, kann er gefährlich werden. Vor allem verteidigt die Bärin ihre Jungen mit rasender Wut. Diese sind auf die mütterliche Fürsorge in besonderem Masse angewiesen, da die Bärenjungen bei der Geburt nicht viel grösser als Ratten und ausserdem blind sind. Die Naturanschauung des Altertums hielt es für wahr, dass die Bärin ihre Kinder unförmig zur Welt bringt und ihnen erst durch Belecken Gestalt verleiht. Mit drei Monaten können sie die Höhle verlassen, bleiben aber in der Regel bei der Mutter, bis sie zwei Jahre alt geworden sind. Die Wut der Bärin, die um ihr Junges bangt, ist

deshalb zum Sprichwort für höchsten Zorn geworden. Wie sehr die Spruchweisheit des Alten Testamentes Borniertheit verabscheut, ermessen wir nun beim Lesen des folgenden Verses aus den Sprichwörtern (17, 12): «Lieber mit einer Bärin zusammentreffen, der man die Jungen geraubt hat, als mit einem unverbesserlichen Narren in seiner Verbohrtheit.»

Für Davids Heldenmut und Kraft spricht es, dass er sich aus Sorge um die Schafe mit Bären anlegte, die doch eine Länge bis zu 2,20 m und ein Gewicht bis zu 250 kg erreichen. «Mein König», sagte David, «als ich die Schafe meines Vaters hütete, kam es vor, dass ein Löwe oder ein Bär sich ein Tier von der Herde holen wollte. Dann lief ich ihm nach, schlug auf ihn ein und rettete das Opfer aus seinem Rachen. Wenn er sich wehrte und mich angriff, packte ich ihn an der Mähne und schlug ihn tot. Mit Löwen und Bären bin ich fertiggeworden.» (1. Samuel 17, 34–36). Die Redewendung «bärenstark» mag hier wohl auf David zutreffen! Bär und Löwe werden in der Bibel oft zusammen genannt, und es wird Ansichtssache bleiben, welchem der beiden zu begegnen ungemütlicher ist. Der Prophet Amos schleudert Israel, das sich in falscher Sicherheit wiegt, die harten Worte entgegen: «Weh euch, die ihr den Tag herbeisehnt, an dem der Herr eingreift! Meint ihr, das wird für euch ein Siegestag sein? Finsternis bringt euch dieser Tag und nicht Licht! Es wird euch ergehen wie dem Mann, der vor einem Löwen davonläuft und auf einen Bären trifft, und wenn er glücklich das Haus erreicht hat und sich an die Wand lehnt, beisst ihn eine Schlange.» (5, 18. 19). Ein erschreckender Bericht, der seinesgleichen in der Weltliteratur sucht, bestürzt uns bei der Lektüre vom zweiten Buch Könige (2, 23. 24):

«Von Jericho ging Elischa ins Gebirge hinauf nach Bet-El. Da kamen aus der Stadt Knaben, liefen hinter ihm her und riefen: 'Lauf, Glatzkopf! Schneller, Glatzkopf!' Elischa drehte sich um, sah sie scharf an und verfluchte sie im Namen des Herrn. Im selben Augen-

blick kamen zwei Bären aus dem Dickicht und zerrissen zweiundvierzig von ihnen.»

Das Tier erkennen wir in dieser Erzählung als einbezogen in das Spannungsfeld zwischen Segen und Fluch, in welchem es dem Willen Gottes nachzukommen hat. Gott duldet die leichtfertige Verspottung seines Propheten nicht, und deshalb müssen die Burschen ihr Leben lassen. Die Geschichte verneint erschütternd und drastisch die Daseinsberechtigung von Hohn angesichts ernster Dinge.

Ungeduld und Unzufriedenheit seiner Landsleute erinnern Jesaja an das Gebrumm des Bären: «Wir alle brummen wie aufgeschreckte Bären und gurren wie klagende Tauben. Wir warten sehnlichst darauf, dass Gott eingreift und uns von unseren Unterdrückern befreit; aber nichts geschieht.» (59, 11). Vom Brummen des Bären reden wir heute noch als Ausdruck für aufmüpfisches, begehrendes Murren.

Schliesslich erscheint in der Vorstellung des Propheten Daniel (7, 5) das gewaltig vereinnahmende Weltreich als Bär: «Das zweite Tier sah aus wie ein Bär. Es war halb aufgerichtet und hatte zwischen seinen Zähnen drei Rippenknochen. Es erhielt den Befehl: 'Steh auf! Friss dich voll mit Fleisch!'» So verkörpert der Bär in der Bibel als vielseitiges Bild Zorn und Stärke, Widerwillen und Macht.

In der christlichen Symbolik stehen die gefahrdrohenden Eigenschaften des Bären im Vordergrund, gehört er doch zu den Tiergestalten, mit denen die mittelalterliche Kunst bisweilen den Teufel darstellt. Aus dem Leben der Heiligen sind dagegen mehrere Fälle legendenhaft überliefert, in denen sich Bären den Gottesmännern gefügig und dienstbereit erwiesen. Als eindrückliches Beispiel führen wir die von Walahfrid Strabo im Jahre 834 niedergeschriebene Legende von Gallus, dem Namensleiher der Stadt St.Gallen, und dem Bär an:

Gallus ist mit seinem Begleiter, dem Diakon Hiltibod aus Arbon, nach langer Wanderung durch Waldgebiet am Fluss der Steinach

angelangt. Sie machen beim Felsenkessel unten im Tobel halt. Der Diakon bereitet das Abendessen zu. Gallus tritt zum Gebet beiseite, verstrickt sich in den Dornen und kommt zu Fall. Den zu Hilfe eilenden Diakon weist er mit der Begründung ab, der Sturz sei ihm ein Zeichen, hierzubleiben und in der Einsamkeit Gott dienen zu müssen. Aus Ruten bildet er ein Kreuz und hängt seine Reliquienkapsel daran. Nach gemeinsamem Gebet und einfachem Mahl legen sich die beiden schlafen.

«Aber der hailig man, do er wänd, daz sin gesell hart entschlaffen wär, so stund er uff und leit sich in crützwis für daz cästhlin mit dem hailtum und goss uss gott dem herren andächtig bittungen. Under des gieng do ab dem berg ain bär und las uff gar gewarsamklich die brösemly und die stükly die in als sy geessen hattend ab gevallen warent. Als nun daz sach der mentsch gottes, do sprach er zuo dem wilden tier: ich gebütt dir tier in dem namen des herren: heb uf ain holz und legg es an daz für. Do keret sich daz wilde tier umb nach sinem gebot und bracht ain gross holtz und warf es in daz für. Aber der allergütigest man gieng zu siner täschen und auss dem klainen korb gab er dem wilden tier ain ganz brod und als es der bär nam, do gebot er im: als in dem namen mines herren Jesu Christi so gang enweg von diesem tall und mit semlichem geding, so hab gemain die umgelegnen berg und bühel daz du nieman von menschen oder von fech schadest. Do diese ding geschahen, do tett der diacon des gelichen als ob er vast schlieff und nam aber war was der man gottes teht mit dem tier. Und stund do uf und viel im ze füss und sprach: nu erkenn ich werlich daz gott der herr ist mit dir, wann die tier der wüsty sint dir gehorsam. Do sprach er: hütt dich daz du es nieman nienerum sagest unz als lang daz du sechist die glory gottes.»

Das Ereignis blieb aber nicht lange im Geheimen. Wenige Tage später sass nämlich der Diakon wieder in Arbon beim Priester Willimar zu Tisch, als ihm im Gespräch die Bemerkung entschlüpfte: «Wenn ein Bär da wäre, gäbe ihm Gallus wohl eine Segensgabe!» Nun wollte man natürlich wissen, was diese Worte zu bedeuten

hätten, und so erzählte er halt die ganze Geschichte, die sich in der Waldeinsamkeit zugetragen hatte. Jetzt hielten sie Gallus erst recht für einen heiligen Mann, wie es die Kirchenväter gewesen waren.

Als Andenken an dieses segensreiche Vorkommnis ziert ein schwarzer Bär auf weissem Hintergrund das Wappen der Stadt St.Gallen. In der dortigen, mit alten Werken prächtig versehenen Stiftsbibliothek findet sich denn auch eine vom Mönch und vielseitigen Künstler Tutilo um das Jahr 900 geschaffene, treffend genaue Darstellung der rührenden Begebenheit, gekonnt geschnitzt in Elfenbein, auf dem wertvollen Buchdeckel des Evangelium Longum. Auf der linken Seite der Ansicht erkennen wir den irischen Mönch mit gebietend erhobener Hand dem Bären gegenüber, der einen wackeren Holzklotz zum Feuer trägt. Die beiden sind durch einen Baum voneinander getrennt. Humorvoll ist auf der rechten Bildhälfte unten der sich ängstlich schlafend stellende Diakon eingezeichnet. Verstohlen beobachtet er, wie Gallus dem Bär freundlich zugeneigt den Brotlaib überreicht und zugleich mit abermaliger, hoheitsvoller Gebärde die Verweisung des Tieres ausspricht. Dabei steht der Baum nicht mehr zwischen den zweien, und der Bär lauscht mit sichtlich vergnügtem Gesichtsausdruck, das Brot dankbar entgegennehmend, andächtig den Worten seines Wohltäters und Gebieters. Die durch natürliche Schatten hervorgehobene, sonst oft unheimlich wirkende Nachtstimmung im Wald wird durch das entzückende Erlebnis überstrahlt und in eine weihevolle Atmosphäre verwandelt, was durch das die beiden Szenen sinnig vereinende Kreuz mit der Reliquienkapsel verstärkt wird, das wie ein Schlussstein oben in der Mitte das herrliche Kunstgebäude zusammenhält.

Von eben diesem Kreuz ist der Gottesmann ja ausgegangen. Dort hat er gerade noch im Gebet verharrt. Stille, Ruhe, Einssein mit Gott stehen am Anfang dieses wundersamen Geschehnisses, das erst ein kurzes Zeichen sein darf für den Frieden, der eigentlich noch gar nicht für diese Zeit bestimmt ist. Letztlich spürt der Bär die Nähe Gottes selber, dem auch er zu dienen hat. Nichts sollte Gallus an

seiner Mission im und für den Namen des Herrn hindern. Auf Gott haben sich sämtliche Kräfte in unserem Leben – innere und äussere, das Wilde um uns und das Ungezähmte in uns selbst – zu konzentrieren, sofern uns das Leben gelingen soll.

Sanftmütiger Esel — Schnelles Pferd

Wenn wir uns einen Esel vor Augen halten — ich denke jetzt an das Tier! — so stellen wir Europäer uns zumeist ein kleines, störrisches Vieh vor, das in den hiesigen, kälteren Breitengraden zu einem Sinnbild für Starrsinn und Dummheit geworden ist. Schon in Frankreich, aber auch in Süditalien oder im Orient hingegen treffen wir auf einen bedeutend kräftigeren, behenderen Esel, handelt es sich doch beispielsweise beim ägyptischen Reitesel um ein bis 1.40 m hohes, schlankes Tier. Ohne warmes Klima und sorgsame Pflege gedeiht der Esel schlecht. Seine ursprüngliche Heimat befindet sich in Asien, in Nordost- und Nordafrika, wo es zum Teil noch Wildesel gibt. Diese sind schwer zu bändigen, was die Heilige Schrift als Bild für verbohrte Unnachgiebigkeit nimmt: «Ein Dummkopf kommt erst dann zur Einsicht, wenn wilde Esel zahm geboren werden.» (Hiob 11, 12)

Ähnlich zieht Hosea (8, 9) die Freiheit des Wildesels als Vergleich mit der Souveränität eines Volkes heran: «Ein Wildesel wahrt seine Unabhängigkeit, aber die Leute von Ephraim suchen überall Freunde zu kaufen.»

Mit der Unzähmbarkeit des Wildesels kann es sich jedoch ganz anders verhalten, wenn ihm ein Mann Gottes begegnet. Von Abt Hellen aus dem 4. Jahrhundert in der thebaischen Wüste wird uns folgendes Erlebnis berichtet:

Einmal war er unterwegs, um Brüder im Herrn zu besuchen und ihnen allerhand Notwendiges zur Stärkung zu bringen. Auf seiner Wanderung wurde ihm die Last, die er tragen musste, allmählich zu schwer. Da entdeckte er in einiger Entfernung eine Herde Wildesel. Er rief ihnen zu: «Im Namen unsres Herrn Jesus Christus! Es komme einer von euch hierher und trage mir meinen Packen!»

Und siehe, einer aus der ganzen Herde gehorchte und näherte sich ihm artig. Der Abt lud diesem willigen Tier seine Last auf, sass selbst auch auf und wurde auf diese Weise in aller Eile zu seinen Brüdern befördert, die das Ziel seiner Reise waren.

Der Nachkomme des Wildesels — der hier für einmal alle Furcht

abgelegt hatte — war eines der häufigsten Haustiere im Orient. Der reiche Hiob besass anfangs fünfhundert Eselinnen, und vor seinem Tode konnte er gar tausend sein eigen nennen. Die Bibel erwähnt den Esel mehr als 130 mal. Er diente als Reit-, Last- und Zugtier, war befähigt zu allerlei landwirtschaftlichen Schwerarbeiten wie Pflügen, Dreschen. Später wurde er auch zum Drehen von Mühlsteinen herangezogen.

Auf das schönste schildert uns die Fabel von Bileam und seiner Eselin (4. Mose 22, 21–34) das innige Verhältnis von Reiter und Tier:

Am Morgen sattelte Bileam seine Eselin und machte sich mit den Abgesandten König Balaks auf den Weg. Darüber wurde Gott zornig. Während Bileam mit seinen beiden Dienern dahinritt, stellte sich ihm der Engel des Herrn in den Weg. Die Eselin sah den Engel mit dem gezogenen Schwert in der Hand dastehen und wich ihm aus. Sie ging vom Weg ab ins Feld hinein. Bileam schlug die Eselin und trieb sie wieder auf den Weg zurück. Da stellte sich der Engel an eine Stelle, wo der Weg rechts und links von Weinbergmauern begrenzt war. Die Eselin sah ihn und suchte auszuweichen. Sie drückte sich an die Mauer. Bileams Fuss wurde eingequetscht, und wieder schlug er sie.

Der Engel ging nochmals ein Stück weiter und suchte eine Stelle, an der man weder nach rechts noch nach links ausweichen konnte. Als die Eselin ihn sah, legte sie sich hin. Bileam wurde vom Zorn gepackt, und er schlug mit dem Stock auf sie ein. Da gab der Herr der Eselin die Fähigkeit zu sprechen, und sie sagte zu Bileam: «Du hast mich jetzt schon dreimal geschlagen. Was habe ich dir denn getan?» «Zum Narren hältst du mich!» schrie Bileam. «Wenn ich ein Schwert hätte, wäre es schon längst um dich geschehen.» Die Eselin sagte: «Schon so lange reitest du nun auf mir und kennst mich genau. Warst du bisher jemals unzufrieden mit mir?» «Nein, nie», antwortete Bileam.

Da öffnete der Herr ihm die Augen, und er sah den Engel mit dem Schwert mitten auf dem Weg stehen. Bileam warf sich vor ihm zu Boden. «Warum hast du deine Eselin nun schon dreimal geschlagen?»

fragte ihn der Engel des Herrn. «Ich selbst habe mich dir entgegengestellt, weil du auf einem verkehrten Weg bist. Aber deine Eselin hat mich gesehen und ist dreimal vor mir ausgewichen. Du verdankst ihr dein Leben, denn wenn du weitergeritten wärst, hätte ich dich getötet; nur sie hätte ich verschont.»

«Ich habe Unrecht getan», sagte Bileam. «Ich habe nicht gewusst, dass du dich mir in den Weg gestellt hattest. Ich werde sofort umkehren, wenn du mit dieser Reise nicht einverstanden bist.»

Der dienstbar gemachte und umsichtig gepflegte Esel verweigerte selten grundlos den Gehorsam, und umgekehrt durfte eine rücksichtsvolle Behandlung vorausgesetzt werden, was in dieser Geschichte aus Unverstand eben gerade fehlt. Das Tier ist mit hineingenommen in den Heilsplan Gottes — und zuweilen viel hellsichtiger als der Mensch!

Für militärische Zwecke brauchte man in Israel seit der Zeit Salomos das Pferd. Das ist denn auch der Grund, weshalb im Gegensatz dazu ein Eselreiter zum Bild des Friedensfürsten wurde (Sacharja 9, 9. 10):

Freu dich, du Zionsstadt!
Jubelt laut, ihr Bewohner Jerusalems!
Euer König kommt!
Er bringt das Recht und die Rettung.
Und doch ist er nicht hochmütig;
er reitet auf einem Esel,
ein einfacher Esel ist sein Reittier.
Er schafft die Pferde und Streitwagen ab
in Jerusalem und ganz Israel,
auch die Kriegsbogen werden zerbrochen.
Er stiftet Frieden unter den Völkern.
Über Länder und Meere
erstreckt sich seine Herrschaft,
soweit die Erde reicht.

Diese herrlichen Worte hören sich in unseren Tagen wie der utopische Entwurf eines Weltverbesserers oder Friedensdemonstranten an, aber das ist schlichtweg die Verheissung des Alten Testaments, die mit dem im Neuen Testament (Matthäus 21, 2–7) belegten Einzug Jesu in Jerusalem auf einer Eselin und ihrem Füllen in Erfüllung zu gehen beginnt!
Merken wir auf die Ausführungen des alten Kirchenvaters Bischof Ambrosius von Mailand, der dieses Ereignis im 4. Jahrhundert symbolisch zu deuten wusste:

«Nicht etwa des äusseren Auftretens wegen gefiel es dem Herrn der Welt, sich vom Rücken einer Eselin tragen zu lassen, sondern um in der Verborgenheit des Mysteriums sich das Innerste unsres Herzens zu bereiten. In den geheimen Seelenkräften will er als mystischer Reiter sich niederlassen, um gleichsam im Leib durch göttlichen Einfluss die Schritte des Geistes zu lenken, das ungebändigte Fleisch zu zügeln und so durch milde Führung die gezähmten Leidenschaften der Völker zu beherrschen. Glücklich jene, die einen solchen Reiter in ihr Inneres aufgenommen haben. Wahrhaft glückselig die, deren Mund der Zaum des himmlischen Wortes zurückhält, damit er sich nicht in Vielrederei ergehe. Lerne vom Haustier Gottes Christus tragen, denn er ist es, der dich zuerst trug, als er das verirrte Schaf zurückbrachte. Lerne bereitwillig, ihm den Rücken deines Geistes darzubieten; lerne unter Christus zu sein, auf dass du über der Welt stehen könntest!»

Unter Christus sein, den Leib «Bruder Esel» nennen, wie Franz von Assisi es tat — um über der Welt zu stehen; das ist gewaltig! Unter welchem anderen Fürsten als dem Friedensfürsten wollten wir denn sonst leben?

Freilich ist so schon jener Weg vorgezeichnet, den auch Christus gegangen ist: der Kreuzweg. Er ist der Weg des Scheiterns, der Enttäuschungen, des Zweifelns und Verzweifelns; der Weg der Erniedrigung, der Tiefe, der schweren Dinge, die aber mit ihrem Gewicht wertvoll für unser Leben sind. Ich denke an das in den

Kaiserpalästen von Rom aufgefundene Spottkruzifix, eine Wandkritzelei, ein Sgraffito aus der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts: Am Kreuz ein Mensch im kurzen Hemd und mit einem Eselskopf, dem sich eine ehrbezeugende Person naht. Die griechische Inschrift dazu: «Alexamenos betet seinen Gott an.» Sie lässt darauf schliessen, dass heidnische Soldaten einen christlichen Kameraden mit dieser bissigen Karikatur verhöhnen wollten. Ja, wir Christen sind tatsächlich «Esel», denn wir beten zum Gott der Gewaltlosigkeit, der seine Macht an Weihnachten bis auf das nackte Kind in der Krippe abgerüstet hat, zum Heiland, dessen «Gefährt Sanftmütigkeit» ist (Kirchengesangbuch 101, 2), der «kommt in niedern Hüllen, sanftmütig auf der Eslin Füllen» (Kirchengesangbuch 108, 1). Und wir blieben «Esel», wenn wir nicht vom endgültigen Sieg gerade dieses Gottes wissen dürften, der sich ins Schwache begeben hat.

Soviel zum Esel — dem Tier der Sanftmut.

Anders das Pferd, wie wir es aus der Antwort Gottes an den herausfordernden Hiob (39, 19–25) deutlich heraushören:

Gabst du dem Pferd die vielgerühmte Stärke
und schmücktest du seinen Hals mit einer Mähne?
Lässt du es Sprünge machen wie ein Heuschreck?
Wenn es so mächtig schnaubt, erschrickt der Mensch.
Es scharrt im Tal den Boden voller Freude
und eilt mit aller Macht dem Kampf entgegen.
Was Angst und Furcht heisst, ist ihm unbekannt,
selbst vor dem Schwerte weicht es nicht zurück.
Im Köcher seines Reiters klirren Pfeile,
im Licht der Sonne funkeln Speer und Lanze.
Mit dröhnendem Galopp fliegt es dahin.
Beim Schall der Hörner steht es nicht mehr still,
mit Wiehern gibt es Antwort aufs Signal.
Schon aus der Ferne wittert es die Schlacht,
hört die Befehle und das Kriegsgeschrei.

Bereits der älteste vom Alten Testament (2. Mose 15, 21) überlieferte Hymnus, das Mirjamlied, nennt das Kriegspferd der Ägypter, aus deren Hände die Israeliten bei ihrem wundersamen Durchzug durch das Schilfmeer gerettet wurden:

Singt, singt dem Herrn,
der seine grosse Macht erwiesen
und Ross und Mann ins Meer geworfen hat!

Das Pferd verkörpert Stärke, eine «Rossnatur» hält alles aus — Macht (Pferdekopf und Hufeisen schützen nach dem Volksglauben vor bösen Geistern) und Schönheit, wie sie der Dichter des Hohenliedes (1, 9) an seiner Freundin bewundert:

Prächtig und schön siehst du aus, meine Freundin,
stolz wie die Stute an Pharaos Wagen!

Manche Bibelstelle erwähnt das Pferd im Zusammenhang mit zügelloser Sinneslust und eitler Weltmacht, aber es hat sich auch als wahres Siegessymbol durchgesetzt. Schon bei den Sumerern, Persern, Nordländern, Griechen und Römern fuhr der Sonnengott mit feurigen Rossen über den Himmel, und so sieht auch das Buch der Offenbarung (6, 2) den Siegeslauf Christi als einen Ritt:

Ich blickte um mich und sah ein weisses Pferd.
Sein Reiter hatte einen Bogen und erhielt eine Krone.
Als Sieger zog er aus, um abermals zu siegen.

Wenn der Esel als Bild der Sanftmut des irdischen Jesus gilt, so tritt nun das Pferd als Zeichen der Herrlichkeit des erhöhten Christus in Erscheinung! Christus reitet dem Sieg entgegen, und wir Glaubensboten sollen in der Welt seine eilenden Pferde sein. Pferdezeichnungen zierten Grabsteine von Christen in den Katakomben zu Rom. Der Stein eines Kuriers weist dazu die lateinische Inschrift auf: «Wer läuft, trägt den Gewinn davon», eine Anspielung auf die Worte des Apostels Paulus (1. Korinther 9, 24):

Lauft so, dass ihr den Preis gewinnt.

Der Esel mit seiner Sanftmut geht auf Karfreitag zu, das schnelle Pferd kommt von Ostern her. Beides gehört zum Christenleben: Das Tragen der Last und das Eilen dem schönen Ziel entgegen. Das Sterben und die Auferstehung mit Christus!

Wenn der Fuchs predigt . . .

. . . soll man die Gänse hüten. So mahnt ein altes Sprichwort. Tatsächlich erscheint der Fuchs auf Steinplastiken berühmter Kathedralen im Mönchsgewand. Er liest aus einem Messbuch und predigt eifrig den Gänsen, um dann erbarmungslos über sie herzufallen. Die mittelalterliche Kunst stellte den Fuchs in solch satirischen Szenen nicht zum Scherz, sondern im Sinne einer ernstgemeinten Warnung als Bild des Teufels dar. Dergestalt malte man sich den Teufel aus: verkleidet, gewissermassen als Wolf im Schafspelz; ein Heuchler, der zuschlägt, wenn die Zeit günstig ist, um Beute zu machen. Der Fuchs eignet sich als Symbol hiefür, da er sich seine Nahrung mit besonderer List verschafft. Aufmerksam pflegt er Umschau zu halten, er wacht und wartet den besten Augenblick für den Fang ab, wobei er die Anschläge mit unberechenbarer Geschicklichkeit ausführt. Deshalb ist es sicher nicht erstaunlich, wenn der Fuchs unter den Tieren dazu auserlesen wurde, menschliche Arglist und Verschlagenheit in annehmbarer Weise auszudrücken.

Jesus selber bedachte König Herodes, der ihm nach dem Leben trachtete, mit dem Namen «Fuchs» (Lukas 13, 31–32):

«Da kamen einige Pharisäer zu Jesus und warnten ihn: 'Verlass diese Gegend und geh anderswo hin; Herodes will dich umbringen!' Jesus antwortete: 'Geht und sagt diesem Fuchs: Ich vertreibe böse Geister und heile Kranke'.»

Eindrücklich stellt Jesus Herodes mit dem Wort «Fuchs» bloss: Die Gedanken des weltlich gesinnten Herrschers kreisen nur um seinen «Frass». Zugleich breitet Jesus seine Gegenstrategie aus: Er weiss sich der Rettung des Lebens verpflichtet und opfert sich für andere auf. Dem selbstgefälligen, ich-bezogenen, ängstlichen Herodes steht der lebensspendende Heiland gegenüber. Nicht nur zwei Menschen mit grundverschiedenen Einstellungen stossen da aufeinander, sondern zwei Welten. Die Bibel kennt den Begriff «Fuchs» daher nicht nur für einen einzelnen, sondern auch für die Feinde vom Reich Gottes schlechthin. Die Füchse schädigen den Weinberg, von

dem Leben ausgeht. Sie haben es auf den süssen Traubensaft abgesehen und verderben mit unterirdischen Gängen die Gewächse. Diese Sorge kommt im Hohenlied (2, 15) zur Sprache:

Ach, fangt uns doch die Füchse,
die frechen, kleinen Füchse!
Sie wühlen nur im Weinberg,
wenn unsre Reben blühn.

Und der Prophet Ezechiel (13, 3–4) vergleicht die in sich selber versponnenen Propheten mit Füchsen, die den Zerfall von Ruinen beschleunigen, statt das Haus Israel zu sanieren:

«Wehe den falschen Propheten, die ihren eigenen Einfällen folgen und prophezeien, was ihnen nicht offenbart worden ist! Wie die Füchse in den Trümmern sind deine Propheten, Israel!»

Der «Fuchs» und wer immer damit gemeint ist, bleibt also bei sich selber, er sucht das seine und zerstört das übrige. Wer hingegen liebt, der sucht nicht den eigenen Vorteil, wie es Paulus in seinem Kapitel der Liebe (1. Korinther 13) einprägsam dargelegt hat. Derselbe Apostel verdiente seinen Lebensunterhalt als Zeltmacher, damit ihm nicht der Vorwurf gemacht werden konnte, er verkündige das Evangelium zu seinem eigenen Gewinn (1. Korinther 9, 18/Apostelgeschichte 18, 3). «Schliesslich sollen nicht die Kinder für ihre Eltern sorgen, sondern die Eltern für ihre Kinder» (2. Korinther 12, 14). Die Liebe sucht nicht ihren Vorteil.

«Wenn der Fuchs predigt, soll man die Gänse hüten.» Das Sprichwort rät nicht zum Angriff auf den Fuchs, sondern zum Schutz der anvisierten Beute. Ähnlich verhält sich Jesus, wenn er auf das verweist, was er tut: böse Geister vertreiben und Kranke heilen. Damit sind wir – wie angesichts all des Schlechten in der Welt – zurückgeworfen auf die heilsame Frage, was wir Gutes zu vergeben haben. Die Chance wahrzunehmen, aus der Liebe Gottes zu schöpfen und sie mit vollen Händen weiterzureichen heisst, bereits mit Christus den Siegeszug gegen das Böse angetreten zu haben!

Der Sprung des Hasen aus der Grube

Ostern

Der Hase gilt wie das Ei als Sinnbild animalischer Fruchtbarkeit. Die Verbindung dieser beiden Symbole führte zum Scherz mit dem eierbringenden Osterhasen. In früheren Zeiten war es auch in den Kirchen üblich, dass der Prediger die Gemeinde aus Freude über das Ereignis der Auferstehung Christi im Verlauf des Ostergottesdienstes zum Lachen bringen musste, was man dann das Osterlachen nannte. Wann und aus welchen unglückseligen Gründen heraus der Humor unsere Kirchen verlassen hat, entzieht sich meiner Kenntnis, aber es wäre an der Zeit, ihn wieder zurückzulocken, stellt doch jeder sonntägliche Morgengottesdienst eine kleine Osterfeier im Namen des auferstandenen Herrn dar. Wir fragen nun: Warum in aller Welt konnte sich dieser ins Heidentum zurückreichende Brauch des eiertragenden Osterhasen, den unsre Kinder so lieben, in christlicher Umgebung derart hartnäckig halten, und welcher Sinn ist ihm noch abzuringen? Aber aufgepasst: für einmal lassen wir neben den durch geschichtliche Funde erhärteten Tatsachen auch die Phantasie gelten, lassen ihr freien Lauf.

Beim gutmütigen Genossen Langohr handelt es sich um ein Säugetier, das entgegen der landläufigen Meinung nicht mit den Nagetieren verwandt ist. Es ist Kräuter- und Rindenfresser, Vegetarier. Da es Fleisch verschmäht, braucht kein andres Tier es zu fürchten. Im Gegenteil: Menschen und Tiere dürfen sich an seinem braven Wesen erfreuen. So steht der Hase denn für Güte, Sanftmut und Frieden, alles Eigenschaften unseres Herrn. Der Hase ist ein Christustier. Wenn nur auch wir Menschen es so weit bringen könnten, dass uns niemand mehr zu fürchten hätte, dass wir andere zu beglücken und ihnen Segen zu bringen vermöchten!

Seiner langen Läufe und weiten Sätze wegen mahnt uns der Hase an die flüchtige Zeit und das kurze Menschenleben, das der Ewigkeit zueilt. Sein Vorkommen – in der altchristlichen Kunst in eben dieser

Bedeutung – mag uns erstaunen. Er ziert Tonlampen, und auch in den unterirdischen Grabstätten der Katakomben vor Rom begegnet man ihm mehrmals. Besonders eindrücklich ist eine Lampe, auf deren Zeichnung sieben Hasen um einen Hahn im Mittelpunkt angeordnet sind – die sieben Wochentage, die sich um den zum ewigen Tag rufenden Künder des Morgens bewegen. Auf Grabsteinen und Taufschalen angebracht treffen wir auch den Hasen an, der eine köstliche Weintraube verzehrt. Der Neugetaufte erquickt sich an der Lehre Christi – das Taufgefäss weist darauf hin – und geniesst nach beendeter irdischer Laufbahn die Frucht des ewigen Lebens. Damit ist tiefsinnig gedeutet, dass beides als Eingang ins Leben aufgefasst wird: Taufe und Tod. Das ist schwer zu verstehen, aber es gilt durch Christus, den Überwinder des Todes.

Wie sich Jesus in seinem Tod für uns Menschen hingab, so muss sich auch der Osterhase opfern lassen. Er wird in Schokoladeform verzehrt, weil das Alte Testament (3. Mose 11, 6 / 5. Mose 14, 7) den Genuss seines Fleisches verbietet. Das Verschwinden der Süssigkeit im Kindermund vergegenwärtigt den Verzicht Jesu auf sein Leben und zugleich das Glück, das uns dieser Verzicht gebracht hat.

Endlich deuten der Sprung des Hasen aus der Grube und seine Geltung als Fruchtbarkeitssymbol auf die Auferstehung Christi hin. Wie der Blitz entflieht der Hase seinem Bau – überraschend haben die Frauen am Ostermorgen Jesus nicht mehr in der Gruft angetroffen. Mit bis zu vier Würfen im Jahr von je einem bis vier Jungen stellt der Hase als Venustier dauernd seine Fortpflanzungsfähigkeit unter Beweis – die Auferweckung Jesu hat uns allen neues Leben erschlossen. In dieselbe Richtung zielen die traditionellen Eier im Korb auf dem Rücken des Osterhasen: Das ausschlüpfende Küken sprengt mit seiner jungen, frischen Kraft die einengenden Schalen und entsteigt dem scheinbaren Nichts. Wie Gott aus nichts die Welt erschuf, so erweckte er Jesus aus dem Tod zum Leben, und uns mit ihm. Dem alten, erdenschweren Menschen in mir wird vergeben, und ich darf ein neues, freies Wesen werden! Passt nicht dazu, dass Hasen gerne spielen? In der Morgenfrühe tollen sie auf den Feldern herum und springen im Kreis. Und noch etwas: Da der Hase mit offenen Augen zu schlafen pflegt, muss er die Auferstehung an jenem Ostermorgen doch wohl als erster beobachtet haben, oder nicht? Jedenfalls sagt man ihm neben seiner sprichwörtlich gewordenen Ängstlichkeit auch Wachsamkeit nach, lässt er sich doch vom Schlaf nicht übermannen. Sind wir auch so hell auf der Platte, wenn es um die wichtigsten Dinge in unserem Leben geht?!

Der Hase – wollen wir ihm, wie vorausgeschickt, einen Sinn für das Osterfest abringen – ist demnach geeignet, uns Menschen den Frieden, die dahineilende Zeit, aber auch den Opfertod und die Auferstehung unsres Herrn ins Bewusstsein zu rufen.

Wie der Hirsch nach frischem Wasser lechzt . . .

«Ich bin noch kein Hirsch, ich fühle mich noch schwach» – diese etwa nach einer Operation oder nach einer Geburt geäusserte Redewendung rührt vom stolzen Wiederkäuer unsrer Wälder her, mit seinem imposanten Geweih, das vier Monate wächst und danach abfällt. Die Waffe des verästelten Gehörns wurde dem Hirsch für den sich alljährlich wiederholenden Rivalenkampf in der Paarungszeit von Anfang September bis Mitte Oktober verliehen, der jedoch selten zur offenen Austragung gelangt. In den meisten Fällen genügen zum Kräftevergleich heftig ausgestossene Laute und das blosse Vorzeigen des von Jahr zu Jahr an Ästen zunehmenden Geweihs, das vom Spiesser über den Gabler, Sechsender und Achtender bis zum Zehnender reicht. Die Antike sah im Kräftemessen des Hirsches mit seinen Partnern ein Bild des Ringens zwischen Licht und Finsternis, zwischen guten und bösen Mächten, und im Geweih erblickte man Sonnenstrahlen. So wurde der Hirsch zum Sinnbild des Lichts. Nahe lag nun der Gedanke an einen erlösenden Überwinder, Schützer, Wegweiser und Totenführer. Auf altgermanischen Begräbnisstätten traten Hirschgeweihe zutage, welche offensichtlich als Gegenkraft zu Tod und Todesnacht wirken sollten. Und das spürbare Wachstum der Tage nach erfolgter Sonnenwende im Neujahr beträgt jeweils einen «Hirschensprung», eine Bezeichnung also für die Zunahme des Lichts. Die durch das Geweih reflektierten Strahlen der Sonne lassen in der Tat die Auffassung vom Hirsch als Symbol des Lichts in den Augen des naturverbundenen Menschen im Altertum als gar nicht abwegig erscheinen.

Die Bibel jedoch erwähnt den damals auch in Palästina noch beheimateten Hirsch geradezu erfrischend nüchtern. Sein Fleisch war erlaubte Nahrung und eine grosse Delikatesse, wurde doch die feine Küche an König Salomos Hof täglich damit versehen (1. Könige 5, 3). Wohl zu allen Zeiten galten Hirsch und Reh – das auch zur Familie der Hirsche zählt – als geschätzte Tellerkost und somit auch als begehrte Jagdobjekte. Nicht von ungefähr nennen sich die Jäger

schlechthin «Jünger des heiligen Hubertus» (Bischof von Lüttich, † 727), dessen Leben die Erscheinung eines weissen Hirsches eine neue Wende gab. Der Hirsch trug zwischen den Ästen seines Geweihs ein strahlendes Kreuz. Gaststätten tragen nicht nur den Namen «Hirschen», sondern auch «Hubertus». Im liechtensteinischen Malbun zeigt ein Gasthof an der Frontseite gar das prächtige Tier mit dem leuchtenden Kreuz über dem Kopf. Selbst markante Landschaftseinschnitte wie der «Hirschensprung» im sanktgallischen Rheintal und Ortschaften wie die bernischen Dörfer «Hirschhorn» und «Hirschmatt» sowie das aargauische «Hirschthal» lassen auf die Beliebtheit dieses Tieres schliessen. Und in zahlreichen Heiligenlegenden sucht der verfolgte Hirsch verschüchtert Zuflucht vor Jägern, Wölfen und Hunden, wie das im 7. Jahrhundert dem Bischof von Ferns in Irland zugestossen sein soll:

Eines Tages, als der heilige Moedogh in abgeschiedener Gegend ein Buch las, kam zu ihm, von Hunden verfolgt, ein ganz ermatteter Hirsch. Dieser stand vor dem Mann Gottes, als verlangte er Schutz. Der Heilige verstand ihn gut, und er warf ihm seinen Mantel über das Geweih. Als nun die Hunde auftauchten, hielten sie ihn für ein Standbild. Sie konnten ihn nicht erkennen, fanden auch seine Spur nicht mehr und kehrten um. Der Hirsch entledigte sich wenig später des Mantels und ging frei von dannen.

Amor, der Gott der Liebe, fährt mit einem Hirschgespann daher, denn Hirsch, Reh und Gazelle spielen in der Erotik wegen ihrer klaren, schönen Augen eine spezielle Rolle. Dieses Empfinden hat auch in den poetischen Büchern der Bibel seinen Niederschlag gefunden, wo zum Beispiel vor dem Umgang mit der fremden Frau gewarnt und auf die Schönheit der eigenen mit folgenden Worten verwiesen wird (Sprichwörter 5, 18. 19):

Freue dich an der Frau, die du jung geheiratet hast.
Die liebliche Hindin, die anmutige Gazelle,
sie sei deine Genossin!

Während «Hindin» ein Ausdruck für «Hirschkuh» darstellt, sieht die Liebende im Hohenlied (2, 17) umgekehrt im Hirsch ein Bild für die Eleganz ihres Verehrten:

Komm zu mir, mein Liebster!
Eile wie ein Hirsch;
sei flink wie die Gazelle,
die in den Bergen wohnt.

Solch herrliche Vergleiche konnte die Bibel anstellen, da ihre Verfasser die Tiere noch kannten und in einer engen Beziehung mit ihnen lebten. Am besten aber weiss Gott selber um die Tiere seiner Schöpfung, und so verdanken wir die sorgfältigste Beschreibung des Verhältnisses einer Hirschkuh zu ihrem Kitzen der Antwort Gottes an den herausfordernden Hiob (39, 1–4):

Kannst du mir sagen, wann die Gemse wirft?
Sahst du der Hirschkuh beim Gebären zu?
Weisst du, wieviele Monate sie tragen?
Wann kommt für sie die Stunde der Geburt?
Sie kauern nieder, werfen ihre Jungen,
und schnell sind sie den Schmerz der Wehen los.
Die Jungen wachsen, werden gross und stark,
sie laufen fort und kehren nicht zurück.

Die bekannteste aller Bibelstellen, in denen der Hirsch vorkommt, ist jedoch jene aus Psalm 42, 2:

Wie der Hirsch nach frischem Wasser lechzt,
so sehne ich mich nach dir, mein Gott!

Der Psalmensänger verschmachtet als Folge der Kriegswirren fernab seiner Heimat und des Heiligtums in Zion beinahe vor Verlangen

nach dem Gottesdienst im Tempel zu Jerusalem, vor Verlangen nach der Nähe zu Gott selber. Er möchte mit sich, seinem Volk und Gott eins sein, und seine derzeitige Gespaltenheit empfindet er als einen Mangel wie Durst, ja als Frage seiner Existenz. Er weiss, dass er auf Gott angewiesen ist. Dieser eindrückliche Psalm wird im Kirchenlied 12 auf das schönste wiedergegeben:

Wie der Hirsch nach frischer Quelle
schreit mit lechzender Begier,
also schreit auch meine Seele
voll Verlangen, Gott, nach dir.
Nur nach dir, lebend'ger Gott,
dürstet sie in ihrer Not.
Ach, wann wird es doch geschehen,
dass ich kann dein Antlitz sehen?

Der Durst des Hirsches hat in noch anderer Hinsicht zu denken gegeben. Alte Naturkunden berichten nämlich, der Hirsch spüre die Schlangen in ihren verborgenen Schlupfwinkeln auf, um sie durch seinen Atem oder durch Wasserspeien herauszutreiben, daraufhin niederzustampfen und zu verzehren. Das Gift der Schlange verursache dann im Hirsch brennenden Durst, worauf er zur frischen Quelle eile und die üblen Folgen verhindere. Soweit wir es überblicken können, stellt tatsächlich der amerikanische Virginiahirsch den Klapperschlangen nach und zertritt sie, falls er kann. Weiter aber wissen wir aus der modernen Forschung nichts zur Erhärtung der uralten Sage vom schlangenfressenden Hirsch, die von den Kirchenvätern dankbar verwertet wurde. Zusammen mit dem eigentümlichen Laufen und Schwimmen der Hirsche in Kettenreihen ergaben sich manche lehrreiche Deutungsmöglichkeiten. Augustinus (354–430) führte den Hirsch als Bild des Gottsuchens und der gegenseitigen Hilfe an:

«Bei Gott ist der unversiegliche Quell. Eile zur Quelle. Jedoch nicht irgendwie, nicht wie ein beliebiges Tier sollst du laufen. Eile

dahin wie der Hirsch. Was heisst 'wie der Hirsch'? Kein Verweilen sei im Eilen. Laufe ohne Rast, verlange unablässig nach dem Quell. Wir finden nämlich am Hirsch die Behendigkeit als hervorstechende Eigenschaft. Vielleicht aber wollte die Schrift, dass wir nicht allein das am Hirsch betrachten, sondern auch etwas anderes. Vernimm, was es am Hirsch noch anderes gibt: Er tötet die Schlangen, und nach ihrer Vernichtung entbrennt noch heftiger sein Durst. Sind die Nattern beseitigt, so eilt er noch begieriger zu den sprudelnden Wassern.

Die Schlangen sind deine Untugenden. Vernichte das Gezücht der Ungerechtigkeit, dann wirst du weit mehr den Born der Wahrheit ersehnen. Es gibt noch etwas anderes, das du am Hirsch bemerken kannst: Es heisst von den Hirschen, dass die Hirsche, ob sie nun als Rudel laufen oder schwimmend anderen Landstrichen zustreben, die Last ihrer Geweihe gegenseitig aufeinander stützen. Einer zieht voran, andere ihm nach, indem sie den Kopf auf ihn legen. Auf diese folgen weitere und dann nochmals andere, bis der Zug beendet ist. Der eine aber, der als vorderster die Last der Häupter trug, begibt sich, wenn er müde ist, nach hinten, damit ein anderer an seine Stelle trete, der nun trage, was er getragen hat, er aber seine Ermüdung ausruhe, indem er seinen Kopf stützt, wie es die anderen taten. So legen sie in wechselseitigem Tragen des Schweren den Weg zurück und lassen einander nicht im Stich. Spricht nicht der Apostel zu solchen Hirschen, wenn er sagt: 'Einer trage des andern Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen'? (Galater 6, 2).

Ein solcher Christ also, der noch im Stande des Glaubens lebt, der noch nicht schauen kann, was er glaubt, der zu verstehen wünscht, was er liebt, wonach dürstet er? – 'Wann werde ich kommen und erscheinen vor dem Angesicht des Herrn?' (Psalm 42, 3) – Das ist es, wonach ich dürste: Kommen und erscheinen. Ich dürste auf meiner Pilgerbahn, ich dürste während meines Laufes – gesättigt werde ich bei meiner Ankunft!»

Als Hinweis darauf, wo tiefes Suchen nach Ganzheit wirklich Erfüllung findet, treffen wir das Bild des Hirsches auf Taufbecken

und Abendmahlsgefässen an. Taufe und Abendmahl, dort wird der nach Heil Strebende nicht durch eine Fata Morgana der Wohlstandswüste getäuscht, sondern darf Erfüllung erlangen. Die Frage ist nur die, ob wir in unserem Leben ernst damit machen! Wir haben den Hirsch als Sinnbild des Lichts genannt – Christus ist das Licht! Wir haben den Hirsch als Tier der Liebe kennengelernt – Gott ist die Liebe! Wir haben den Hirsch als Verkörperung des Durstes erkannt – Christus hat das Wasser des Lebens! Wir haben den Hirsch als Zeichen gemeinschaftlicher Hilfsbereitschaft erwähnt – Gott macht aus uns Helfer und ist unsre Hilfe!

Die Frage ist, ob wir in unserem Leben ernst damit machen, ob wir uns nicht von Lichtern dieser Welt blenden lassen, ob wir nicht auf Ersatzliebe hereinfallen, ob wir nicht in trüben Wassern fischen, ob wir nicht mehr auf die Hilfe von Menschen als auf die Hilfe Gottes vertrauen!

An dieser Frage entscheidet sich letztlich unser Leben. Wo immer unser Durst echt gelöscht wird, haben wir nichts zu bereuen. Da finden wir Menschen, die ihn mit uns gehen – den Weg zu Gott (den er zu uns schon lange gekommen ist), nach dessen Lauf auf Erden die himmlische Erfüllung auf uns wartet.

Der Hund – ein treuer Freund dem Menschen

Es gibt wohl kaum ein Tier, das dem Menschen so Freund geworden ist wie der Hund. An keinen besonderen Lebensraum gebunden, wohnt er gewissermassen als anpassungsfähiger «Weltbürger« überall dort, wo auch der Mensch zu Hause ist. Dieser vermag all seine Gefühle, die er gegenüber seinesgleichen empfindet, auf den feinsinnig ausgerüsteten Gefährten zu übertragen. Wurde früher der Hund aus Nützlichkeitsgründen zum Haustier, so stehen heute mehr emotionale Ursachen der Hundehaltung im Vordergrund. Zu keinem anderen Tier aus Gottes Schöpfung nimmt sich das Einvernehmen des Menschen derlei vielschichtig aus. Am eindrücklichsten habe ich dieses eigenartige Phänomen in einer Geschichte des russischen Erzählers Iwan Turgenjew (1818–1883) wiedergegeben gefunden:

«Wir sitzen unser zwei im Zimmer: mein Hund und ich. Draussen heult ein heftiger Sturm. Der Hund sitzt dicht vor mir – er schaut mir gerade in die Augen. Und ich schaue ihm in die Augen.

Es ist, als ob er mir etwas sagen wollte. Er ist stumm, hat keine Worte, begreift sich selber nicht; ich aber begreife ihn. Ich begreife, dass in diesem Moment ihn und mich dasselbe Gefühl beherrscht, dass nicht der geringste Unterschied zwischen uns besteht. Wir sind gleichartige Wesen. In jedem von uns leuchtet und glüht dasselbe zitternde Flämmchen. Der Tod eilt herbei mit dem Flügelschlag seiner breiten, kaltfeuchten Fittiche . . .

Und alles ist zu Ende. Wer will dann den Unterschied jener Flämmchen feststellen, die in uns beiden geglüht haben? Nein! Nicht Tier und Mensch sind's, die jene Blicke tauschen. Es sind zwei gleichgeschaffene Augenpaare, die aufeinander gerichtet sind. Und aus jedem dieser Augenpaare, aus dem des Tieres wie aus dem des Menschen, spricht hell und deutlich das ängstliche Bedürfnis nach gegenseitiger Anschmiegung.»

Die besondere Beziehung zwischen Mensch und Hund gipfelt tatsächlich in der Beobachtung, dass dem Hund menschenähnliche Züge eigen sind und umgekehrt der Mensch zuweilen durchaus

hundeähnliche Gesichtszüge annehmen kann! Filmemacher, gewiegte Porträtisten und Karikaturisten wissen das und spielen in ihren Werken oft mit diesem erheiternden Effekt.

Von diesem innigen Miteinander weiss jedoch die Bibel noch nichts. Sie kennt von Raum und Zeit ihrer Niederschrift her erst die streunenden Dorfhunde, und am Rand (Hiob 30, 1) werden auch die Herdenhunde erwähnt. Letztere waren noch nicht wie heutzutage dazu abgerichtet, Schafe oder Rinder zusammenzuhalten, sondern schlugen lediglich als Wachthunde des Nachts Alarm. Und die Dorfhunde gehörten keinem bestimmten Haus oder einer Familie an, wohl aber dem Ort, wo sie ihr Leben auf der Dorfstrasse fristeten. Fremde Menschen wurden beim Eintritt ins Dorf mit kläffendem Hundegebell begrüsst – so, wie ich jeweils auf meinen Hausbesuchen im Weiler Murris empfangen werde! An dieses Erlebnis knüpft der Psalmensänger (22, 17. 21) in seiner Angst und Verlassenheit an, wenn er sich mit einem einsamen Wanderer vergleicht, der sich in einem unbekannten Dorf einer halbwilden Hundemeute gegenüber sieht:

Eine Verbrecherbande hat mich umstellt,
diese Hunde lassen mir keinen Ausweg.
Rette mich vor dem Schwert meiner Feinde,
rette mein Leben vor der Hundemeute!

So bedrohlich wird Verlassenheit von Menschen erlebt, dass sie als Gottverlassenheit empfunden wird:

Mein Gott, mein Gott,
warum hast du mich verlassen?

Dies sind die ersten Worte desselben Psalmes, die auch Jesus am Kreuz ausgestossen hat (Matthäus 27, 46). Menschenverlassenheit wird immer auch als Gottverlassenheit empfunden. Ein menschenlee-

res Dorf bezeichnen wir als «gottverlassenes Kaff» und nicht als «menschenverlassenes Kaff». Es liegt an uns, keinen Mitmenschen in ein solches Verlies fallen zu lassen. Im Bedrängten, dem Gott gerade besonders zugeneigt ist, sollen wir den Bruder oder die Schwester erkennen, ihm Heimat anbieten, religiöse Heimat auch, damit keiner allein die Verse des Psalmisten (59, 7) beten muss:

Jeden Abend kommen sie wieder
und schleichen rings um die Stadt
wie eine Meute heulender Hunde.

Jeder soll in unserer grossen Familie Gottes aufgehoben sein; es gibt dann noch immer genug Schweres zu tragen, um das nur Gott und der Betroffene selber wissen.

In den Dörfern der Bibel waren Müllabfuhr und Strassenreinigung noch unbekannt. Das Unbrauchbare wurde auf die Strasse geworfen und den nach Essbarem begierigen Hunden überlassen. Deshalb warnt Jesus (Matthäus 7, 6): «Gebt heilige Dinge nicht den Hunden zum Frass!»

Nach diesem Vers der Bergpredigt dürfen Glaubensschätze nicht zum Fenster hinausgeworfen werden. Sie erfordern die rechte Zeit, den rechten Ort und die rechte Adresse ihrer Offenbarung. Wir sollen niemand mit unserem Christusglauben unerwünscht überfallen, ohne auf die entsprechende Gelegenheit zu achten und hilfreich, segensreich zu wirken, weiterzugeben, was wir aus der Hand Gottes erhalten haben.

Dass sich der Hund nicht mit dem Löwen messen kann, spricht aus einer Stelle des weisen Predigers Salomo (9, 4), wo er beschreibt, wie viel wertvoller das Leben als der Tod ist: «Ein lebender Hund ist immer noch besser als ein toter Löwe.»

In der Offenbarung des Johannes (22, 15) heisst es, dass die Hunde draussen vor den Stadttoren bleiben müssen, zusammen mit den Verworfenen, Zauberern, Ehebrechern und Mördern, den Götzenan-

betern und allen, die das Falsche lieben und tun. Auf einen Tiefpunkt gelangt das Ansehen des Hundes in der Bibel schliesslich, indem der Lohn der Dirnen als «Hundegeld» bezeichnet wird (5. Mose 23, 18).

Geläufiger ist aber die Vorstellung der am armen Lazarus wundenleckenden Hunde vor der Tür des reichen Mannes, wie es Lukas in seinem Evangelium (16, 21) beschreibt. Gregor der Grosse sah um das Jahr 600 darin die Hunde als Sinnbild der geistlichen Hirten und apostolischen Männer, die als «Seelenjäger» den Verirrten nachspüren und sie aufsuchen. Er formulierte diese kühne Deutung folgendermassen:

«In der Heiligen Schrift sind manches Mal unter den Hunden die Prediger zu verstehen, denn die Zunge der Hunde heilt Wunden durch Belecken. Auch die heiligen Lehrer berühren gleichsam mit ihrer Zunge Seelenwunden, wenn sie uns auf unser Sündenbekenntnis hin ermahnen.»

Der Glaube an die Heilkraft des Wundenleckens durch Hunde lässt sich heutzutage natürlich schon aus hygienischen Gründen nicht mehr halten. Hat aber der Inhalt der Aussage nicht etwas für sich, dass Seelsorger inneren Wunden nachgehen, um zu ihrer Gesundung beizutragen?

Freilich konnte der noch nicht erzogene Hund in der Bibel niemals die Wertschätzung des domestizierten Tieres erreichen. Der empfindliche Hör- und Geruchsinn des Hundes, seine Geschwindigkeit, Körperkraft, sein Mut, die Intelligenz und hervorragende charakterliche Eigenschaften wurden erst nach und nach entdeckt und vielfältig in den Dienst des Menschen gestellt. Ich denke an den Jagdhund, an den Hüter von Schaf- und Rinderherden, an den Kriegshund leider auch, den Wachthund und an die Hunde vor den Schlitten in der Polarregion – alles Aufgaben, in denen der Hund seit vielen Jahrhunderten in allen Kulturkreisen sein Bestes leistet. Einer der bedeutendsten Prediger des 4. Jahrhunderts, Bischof Ambrosius in Mailand, brachte dem Tier bereits die wohlverdiente Beachtung entgegen, wenn er es als Beispiel für die Wachsamkeit zitierte:

«Was soll ich aber von den Hunden sagen, denen die Dienstfertigkeit und die ängstliche Wachsamkeit über die Wohlfahrt ihres Herrn gleichsam angeboren ist? Darum der Vorwurf der Schrift gegenüber den Pflichtvergessenen, Nachlässigen und Feiglingen: 'Stumme Hunde, die nicht zu bellen verstehen!' (Jesaja 56, 10).

Zu einem Hund gehört also, dass er zum Schutze seines Herrn zu bellen, dass er dessen Haus zu behüten wisse. So lerne denn auch du deine Stimme für Christus erheben, wenn gefährliche Wölfe in die Hürde Christi einbrechen. Lerne das Wort (Gottes) in deinem Munde bewahren, dass du nicht als stummer Hund durch sündhaftes Schweigen den Anschein gibst, dem dir anvertrauten Glaubensgut untreu geworden zu sein.»

Diese herzhaft-einfachen Worte des Kirchenvaters vermögen uns nachdenklich zu stimmen. Wie haben wir es denn: Erheben wir die Stimme für die Sache Jesu Christi, wo sie unbeachtet, missverstanden oder gefährdet ist? Oder wollen wir lieber nicht anecken, uns nicht einmischen; schweigen wir in vornehmer Zurückhaltung, weil wir eher stille sein möchten, uns nicht hervortun wollen, unauffällig bleiben, den Frieden haben statt ihn pflegen . . .

Das Volk der Parsen war im 8. Jahrhundert vor den Arabern aus Persien nach Indien geflohen. Es glaubt noch heute an die böse Geister vertreibende Wirkung des Hundeblickes. Immer noch ist es bei den Parsen Sitte, dem Sterbenden seinen Hund zu bringen. Dies ist uns fremd. In unserem Kulturkreis dient der Hund als Lawinenhund, Blindenführer und sensibler Spürhund auch bei der Polizei. Treue, Grosszügigkeit, Tapferkeit, Standfestigkeit und Gehorsam zeichnen ihn bei seinen Einsätzen aus.

Die Frage an uns ist vielleicht die, ob der Mensch überhaupt in der Lage ist, diesem Tier die verdiente Achtung entgegenzubringen. Typisch für diesen Zwiespalt ist die traurige Episode, welche die Inschrift am Standbild eines Bernhardinerhundes auf einem Hundefriedhof in Paris erzählt: «Er rettete vierzig Menschen das Leben, vom einundvierzigsten wurde er getötet.» Der Lawinenhund starb an

den Folgen von Schlägen, die ihm von einem Wanderer, dem er sich bellend in den Weg gestellt hatte, mit einer Eisenstange zugefügt worden waren. Es scheint, als ob der Mensch am vorbildlich erzogenen Hund diejenigen Tugenden schamhaft beneidet, die er selbst auszuüben als schwierig empfindet, eben: Treue und Standhaftigkeit. Viele sarkastische Berichte, aber auch die Verwendung des Wortes «Hund» in der Alltagssprache – denken Sie darüber nach! – legen das nahe.

So sind wir letztlich zurückgeworfen auf uns selber. Am Schluss dieser Besinnung prüfen wir, wie es mit unserer Treue Gott und seiner Schöpfung gegenüber, unseren Freunden gegenüber steht, und ob wir da nicht noch etwas lernen könnten, das uns von der schnelllebigen Zeit nicht leicht gemacht wird, aber heilsam ist: die Aneignung guter Gewohnheiten neben unseren schlechten – von denen wir immer genug haben! – sowie das Anstreben einer Ganzheit, um derentwillen uns Christus den Weg zu Gott und zum Nächsten geöffnet hat!

Der Löwe – König der Tiere

Der Löwe, der König der Tiere,
der vor niemand zurückweicht,

wie es in den Sprichwörtern der Bibel (30, 30) ausgesagt wird, beschäftigt uns nun. Tatsächlich haben wir es hier mit einem Repräsentanten der Tierwelt zu tun, der ausser dem Menschen mit seinen gefährlichen Waffen keinen Feind zu fürchten braucht. Eine Erzählung aus Afrika teilt es uns auf ihre Weise mit:

Ein junger Löwe, der seinen ersten Streifzug durch den Wald ohne Begleitung der Eltern gemacht hat, sagt zu seiner Mutter:

«Ich habe ein grosses, grosses Tier gesehen, mit einer sehr langen Nase und grossen Ohren. Ist es gefährlich für uns Löwen?»

«Nein», antwortet die Mutter.

«Ich habe», berichtet der junge Löwe weiter, «ein anderes grosses Tier gesehen, mit einem grossen Horn auf der Schnauze, das mit dem Kopf gegen die Bäume stiess und sie umwarf.»

«Auch dieses Tier ist nicht gefährlich für uns Löwen», lautet wiederum die Antwort der Mutter.

«Ich habe noch ein anderes, hässliches Tier gesehen, das auf zwei Beinen ging und einen Stock trug . . .»

«Lass uns fliehen, Sohn», unterbricht ihn die Mutter, «das ist der Mensch, das gefährlichste Tier, das es gibt.»

Der herausragende Abkömmling aus der Familie der Katzen mit seinem gelblichen Fell, den kraftvollen Bewegungen, der edlen Haltung, dem furchteinflössenden Gebrüll, dem blitzschnellen Ansprung aus dem Hinterhalt auf die Beute, dem gelangweilten Gleichmut eines Monarchen während seiner Siesta — er ist nicht das grösste landlebende Raubtier, das bleibt dem Alaskabären vorbehalten; er ist nicht die grösste Katze, das kann der sibirische Tiger für sich in Anspruch nehmen; er ist nicht das stärkste, schnellste oder wildeste Tier, und dennoch gilt er unter den Tieren selber als «der Grösste»: der Löwe.

Eine weniger bekannte Seite des Reformators Martin Luther

(1483–1546) ist wohl die, dass er für seine Zeit als Erneuerer der Fabeldichtung, der Beschreibung menschlicher Probleme anhand von Tierreden, gilt. Er wusste um die anerkannte Vorherrschaft des Löwen im Reich der Tiere und benutzte diesen Umstand zu lehrhafter Dichtung:

Es gesellten sich ein Rind, eine Ziege und ein Schaf zum Löwen und zogen miteinander auf die Jagd in einen Wald. Da sie nun einen Hirsch gefangen und in vier Teile zerlegt hatten, sprach der Löwe: «Ihr wisst, dass ein Teil mir ist, als eurem Gesellen; das ander gebührt mir, als dem König unter den Tieren; das dritte will ich haben, weil ich stärker bin und mehr danach gelaufen und mich angestrengt habe als ihr alle; wer aber das vierte haben will, der muss mir's mit Gewalt nehmen.» Also mussten die drei für ihre Mühe das Nachsehen und den Schaden zu Lohn haben. —

Lehre: Fahre nicht hoch, halte dich zu deinesgleichen. Es ist mit Herren nicht gut Kirschen essen, sie bewerfen einen mit den Stielen. Das ist eine Gesellschaft mit dem Löwen, wo einer allein den Vorteil, der ander allein den Schaden hat.

Das nämliche Thema handelt Luther an einer weiteren Fabel noch drastischer ab:

Löwe, Fuchs und Esel jagten miteinander und fingen einen Hirsch. Da hiess der Löwe den Esel das Wildbret teilen. Der Esel machte drei Teile. Des ward der Löwe zornig und riss dem Esel die Haut über den Kopf, dass er blutend dastand. Nun liess er den Fuchs das Wildbret teilen. Der Fuchs legte die drei Teile zusammen und gab sie alle dem Löwen. Des lachte der Löwe und sprach:

«Wer hat dich so teilen gelehrt?»

Der Fuchs zeigte auf den Esel und sprach:

«Der Doktor da im roten Hut». —

Diese Fabel lehrt zwei Stücke: Herren wollen Vorteil haben, und man soll mit Herren nicht Kirschen essen, sie bewerfen einen mit den Stielen. Das ist das erste. Das andere: Der ist ein weiser Mann, der sich an des andern Unglück bessern kann.

Manche Fabel warnt davor, sich mit dem Löwen zu verbünden, der gebieterisch vereinnahmt und alles für sich zurückbehält. Wie majestätisch seine Erscheinung auch anmutet, so doppeldeutig nimmt sich seine Symbolik aus. Sie kontrastiert zwischen Gut und Böse, dem Göttlichen und dem Teuflischen.

Zürnende Könige werden in den Sprichwörtern (20, 2) mit grimmigen Löwen verglichen, die damals in Israel noch heimisch waren: «Ein König ist so bedrohlich wie ein brüllender Löwe; seinen Zorn zu wecken wäre Selbstmord.»

In den Verfolgern sieht der Psalmensänger (17, 11. 12) das Raubtier aus der Wüste:

Jetzt umzingeln sie mich und starren mich an,
sie lauern darauf, mich niederzustrecken,
wie gierige Löwen, zum Sprung bereit,
lüstern auf Beute, um sie zu zerreissen.

Was sich hier angedeutet findet, das ist als die eine Hauptbedeutung des Löwen im ersten Petrusbrief (5, 8. 9) voll entfaltet: «Seid wachsam und nüchtern! Euer Feind, der Teufel, schleicht um die Herde wie ein hungriger Löwe. Er wartet nur darauf, dass er einen von euch verschlingen kann. Leistet ihm Widerstand und haltet unbeirrt am Glauben fest.»

Löwen wurden denn auch als Todesvollstrecker missbraucht, worüber der ergreifende Bericht von Daniel in der Löwengrube (Daniel 6, 14–28) allerdings Wundersames mitzuteilen weiss:

Da berichteten sie dem König: «Daniel, der zu den Verschleppten aus Juda gehört, kümmert sich nicht um dich und dein Verbot, sondern betet wie bisher dreimal täglich zu seinem Gott.»

Der König war traurig, dass es gerade Daniel treffen sollte, und er wollte ihn retten. Den ganzen Tag über suchte er nach einem Ausweg. Aber bei Sonnenuntergang kamen die Ankläger wieder zu ihm und hielten ihm vor:

«Du weisst, König: Es ist ein Gesetz der Meder und Perser, dass kein Erlass des Königs widerrufen werden kann.»

Nun musste König Darius den Befehl geben, Daniel herzubringen und in die Löwengrube zu werfen. Er sagte zu Daniel:

«Möge dein Gott, den du so treu verehrst, dich retten!»

Auf die Öffnung der Grube wurde ein Stein gewälzt und mit dem Siegel des Königs und seiner höchsten Beamten verschlossen, damit niemand Daniel befreien und die Vollstreckung des Urteils verhindern konnte. Danach ging der König in seinen Palast. Er rührte an diesem Abend kein Essen an und versagte sich jede Unterhaltung. Er konnte die ganze Nacht keinen Schlaf finden. Beim ersten Morgengrauen stand er auf, lief zur Löwengrube und rief schon von ferne voller Angst:

«Daniel, du Diener des lebendigen Gottes, hat dich dein Gott, den du so treu verehrst, vor den Löwen retten können?»

Daniel antwortete: «König, mögest du ewig leben! Mein Gott sandte seinen Engel und verschloss den Löwen den Rachen, so dass sie mir nichts antun konnten. Denn er hat keine Schuld an mir gefunden, und auch gegen dich, mein König, habe ich kein Unrecht begangen.»

Der König war überglücklich und befahl, Daniel aus der Löwengrube zu holen. Daniel wurde heraufgezogen. Er war völlig unverletzt geblieben, weil er seinem Gott vertraut hatte. Der König aber befahl, die Männer, die Daniel angezeigt hatten, samt ihren Frauen und Kindern zu den Löwen hinunterzuwerfen. Sie hatten noch nicht den Boden berührt, da fielen schon die Löwen über sie her und zermalmten ihnen alle Knochen.

Darauf schrieb König Darius an die Menschen aller Nationen, Völker und Sprachen auf der ganzen Erde:

«Glück und Frieden euch allen! Hiermit ordne ich an: In meinem gesamten Reich soll man den Gott Daniels fürchten und vor ihm zittern; denn er ist der lebendige Gott und wird niemals sterben. Sein Reich ist unzerstörbar, und seine Herrschaft nimmt kein Ende. Er

kann befreien und retten; am Himmel und auf der Erde sieht man die Zeichen seiner Macht. Er hat Daniel aus dem Rachen der Löwen befreit.»

Einen weiteren Lichtblick ins Reich Gottes gestattet uns die herrliche Vision Jesajas (11, 6. 7) vom kommenden Frieden, der alle versöhnt:

Gemeinsam wachsen Kalb und Löwenjunges auf,
ein kleiner Junge kann sie hüten.
Der Löwe frisst dann Stroh wie das Rind.

Sah man in der Antike im Löwen ein Symbol der Sonne, ihrer Glut und schaffenden Kraft — im Sternzeichen des Löwen steht die Sonne zur Zeit der grössten Hitze — so wird der Löwe im Alten Testament (Amos 3, 7. 8) als Bild für das Wirken Gottes genannt, was seine andere Bedeutung umreisst:

Der Löwe brüllt — wer fürchtet sich nicht?
Gott, der Herr redet — wer wird da nicht zum Propheten?

Er versinnbildlicht nun auch Mut und Stärke des guten Menschen, wenn Jakob seinen Sohn Juda (1. Mose 49, 9) lobt:

Du gleichst dem jungen Löwen,
der niemals leer vom Raubzug heimkehrt:
Er legt sich neben seine Beute,
und keiner wagt ihn aufzustören.

Im Buch der Offenbarung (5, 5) wird schliesslich Christus Löwe geheissen:

Der Löwe aus Judas Stamm und Nachkomme Davids
hat den Sieg errungen.
Er kann die sieben Siegel aufbrechen
und das Buch öffnen.

«Du weisst, König: Es ist ein Gesetz der Meder und Perser, dass kein Erlass des Königs widerrufen werden kann.»

Nun musste König Darius den Befehl geben, Daniel herzubringen und in die Löwengrube zu werfen. Er sagte zu Daniel:

«Möge dein Gott, den du so treu verehrst, dich retten!»

Auf die Öffnung der Grube wurde ein Stein gewälzt und mit dem Siegel des Königs und seiner höchsten Beamten verschlossen, damit niemand Daniel befreien und die Vollstreckung des Urteils verhindern konnte. Danach ging der König in seinen Palast. Er rührte an diesem Abend kein Essen an und versagte sich jede Unterhaltung. Er konnte die ganze Nacht keinen Schlaf finden. Beim ersten Morgengrauen stand er auf, lief zur Löwengrube und rief schon von ferne voller Angst:

«Daniel, du Diener des lebendigen Gottes, hat dich dein Gott, den du so treu verehrst, vor den Löwen retten können?»

Daniel antwortete: «König, mögest du ewig leben! Mein Gott sandte seinen Engel und verschloss den Löwen den Rachen, so dass sie mir nichts antun konnten. Denn er hat keine Schuld an mir gefunden, und auch gegen dich, mein König, habe ich kein Unrecht begangen.»

Der König war überglücklich und befahl, Daniel aus der Löwengrube zu holen. Daniel wurde heraufgezogen. Er war völlig unverletzt geblieben, weil er seinem Gott vertraut hatte. Der König aber befahl, die Männer, die Daniel angezeigt hatten, samt ihren Frauen und Kindern zu den Löwen hinunterzuwerfen. Sie hatten noch nicht den Boden berührt, da fielen schon die Löwen über sie her und zermalmten ihnen alle Knochen.

Darauf schrieb König Darius an die Menschen aller Nationen, Völker und Sprachen auf der ganzen Erde:

«Glück und Frieden euch allen! Hiermit ordne ich an: In meinem gesamten Reich soll man den Gott Daniels fürchten und vor ihm zittern; denn er ist der lebendige Gott und wird niemals sterben. Sein Reich ist unzerstörbar, und seine Herrschaft nimmt kein Ende. Er

kann befreien und retten; am Himmel und auf der Erde sieht man die Zeichen seiner Macht. Er hat Daniel aus dem Rachen der Löwen befreit.»

Einen weiteren Lichtblick ins Reich Gottes gestattet uns die herrliche Vision Jesajas (11, 6. 7) vom kommenden Frieden, der alle versöhnt:

Gemeinsam wachsen Kalb und Löwenjunges auf,
ein kleiner Junge kann sie hüten.
Der Löwe frisst dann Stroh wie das Rind.

Sah man in der Antike im Löwen ein Symbol der Sonne, ihrer Glut und schaffenden Kraft — im Sternzeichen des Löwen steht die Sonne zur Zeit der grössten Hitze — so wird der Löwe im Alten Testament (Amos 3, 7. 8) als Bild für das Wirken Gottes genannt, was seine andere Bedeutung umreisst:

Der Löwe brüllt — wer fürchtet sich nicht?
Gott, der Herr redet — wer wird da nicht zum Propheten?

Er versinnbildlicht nun auch Mut und Stärke des guten Menschen, wenn Jakob seinen Sohn Juda (1. Mose 49, 9) lobt:

Du gleichst dem jungen Löwen,
der niemals leer vom Raubzug heimkehrt:
Er legt sich neben seine Beute,
und keiner wagt ihn aufzustören.

Im Buch der Offenbarung (5, 5) wird schliesslich Christus Löwe geheissen:

Der Löwe aus Judas Stamm und Nachkomme Davids
hat den Sieg errungen.
Er kann die sieben Siegel aufbrechen
und das Buch öffnen.

Voilà! — Aus diesem Grund konnten die Kirchenväter die Auferstehung Christi mit der Art und Weise, wie Löwenkinder nach den Lehren von alten Naturkunden zur Welt kommen, vergleichen. Man glaubte nämlich, dass die Löwenjungen die ersten drei Tage schlafend zubringen, bis der Löwenvater sich ihnen nähert, sie anbläst und damit zum Leben erweckt. Hieronymus (340–420) beschrieb Christus, er sei «Löwe im Auferstehn», und alte Texte deuten den Markuslöwen folgendermassen: «Das Symbol des Evangelisten Markus ist der Löwe, weil er seinen Bericht mit dem Leben des Johannes in der Wüste beginnt. Er sagt nämlich: Eine Stimme ruft in der Wüste: Bereitet den Weg des Herrn». So wurde das Tier der Steppe in der Geschichte der Kirche auch das Zeichen für das Markusevangelium.

Wenn wir an die beiden gegensätzlichen Grundbedeutungen des Löwen denken, mutet uns das Auftauchen des Doppellöwen in der christlichen Bildsprache interessant an. Dieses uralte Motiv vereinigt zwei Löwenleiber mit einem gemeinsamen Kopf und steht nun als Bild der Überwindung der Gegensätze in Christus! Sein Friede umfasst alles. Er erschien nicht mit der verschlingenden Gewalt des Löwen und siegte doch wie ein solcher. Er zeigte sich der Welt machtlos am Kreuz, und sein Name ward doch über alle Namen gesetzt. Darum ist das natürliche Prinzip des «Fressen und gefressen werden», das im Menschenleben so oft gilt, für die Ewigkeit untauglich. Die verheissungsvolle Haltung des Christen hat der griechische Kirchenlehrer Origenes (185–254) so geschildert:

«'Wie ein junger Löwe erhebt sich das Volk, es triumphiert wie ein Löwe' (4. Mose 23, 24). Hier scheint mir das Vertrauen des gläubigen Volkes in Christus ausgedrückt zu sein, die Freiheit, die es im Glauben besitzt, die Siegesfreude, die ihm Hoffnung verleiht. Wie nämlich der Löwe und das Löwenjunge kein Lebewesen, kein wildes Tier fürchten, sondern alle ihnen unterworfen sind, so der vollkommene Christ, der sein Kreuz auf sich nimmt und Christus nachfolgt. Er kann sprechen: 'Mir aber sei es fern, in etwas anderem meinen

Ruhm zu suchen als im Kreuze unseres Herrn Jesus Christus. Durch ihn ist mir die Welt gekreuzigt und ich der Welt' (Galater 6, 14). Solche treten alles mit Füssen, alles liegt unter ihnen.»

Darin liegt unser Hoffnungskeim begründet, dass es uns gegeben wird, mit Christus zu gehen und nichts fürchten zu müssen, wie der Löwe vor niemandem aus seiner Welt umzukehren braucht!

Die kluge Feldmaus

Erntedankfest

Wir greifen für diese Besinnung das durch Martin Luther (1483–1546) überlieferte Fabelwerklein «Die Stadtmaus und die Feldmaus» heraus:

Eine Stadtmaus ging spazieren und kam zu einer Feldmaus. Die tat ihr gütlich mit Eicheln, Gersten, Nüssen und womit sie nur konnte. Aber die Stadtmaus sprach:

«Du bist eine arme Maus, was willst du hier in Armut leben? Komm mit mir, ich will dir und mir genug allerlei köstliche Speisen verschaffen.»

Die Feldmaus zog mit ihr in ein herrliches, schönes Haus, darin die Stadtmaus wohnte. Sie gingen in die Speisekammer, wo Brot, Fleisch, Speck, Würste, Käse und alles in Hülle und Fülle war. Da sprach die Stadtmaus:

«Nun iss, und sei guter Dinge, von solcher Speise habe ich täglich mehr als genug.»

Da kam der Kellermeister und rasselte mit den Schlüsseln an der Tür. Die Mäuse erschraken und liefen davon: Die Stadtmaus fand bald ihr Loch, aber die Feldmaus wusste nicht wohin, lief die Wand auf und ab und hatte ihren Lebensmut bereits aufgegeben.

Als der Kellermeister wieder draussen war, sprach die Stadtmaus:

«Die Gefahr ist vorbei, lass uns wieder guter Dinge sein.»

Die Feldmaus antwortete:

«Du hast gut reden, du wusstest dein Loch fein zu treffen, während ich schier vor Angst gestorben bin. Ich will dir meine Meinung sagen: Bleibe du eine reiche Stadtmaus und friss Würste und Speck, ich will ein armes Feldmäuslein bleiben und meine Eicheln essen. Du bist keinen Augenblick sicher vor dem Kellermeister, vor den Katzen, vor so vielen Mäusefallen, und dir ist das ganze Haus feind. Solche Sorgen habe ich nicht und bin sicher in meinem armen Feldlöchlein.»

Es dreht sich in dieser Erzählung um das Essen, um den Konsum,

den Wohlstand. Die Stadtmaus «verführt» die Feldmaus zu einem Leben in Saus und Braus, wie sie sich das gewohnt ist. Begreiflicherweise möchte jene diesen Lebensstandard auch einmal ausprobieren, schauen, ob sie es auf diese Weise besser haben kann.

Hand aufs Herz: Geht es uns nicht genauso? Dass wir es schöner haben wollen, immer schöner und noch schöner, mehr und noch mehr? Dass uns der Duft von Speck und Würsten in die Nase gestiegen ist und uns nicht mehr frei lässt?

Die «Feldmaus» in unserer Geschichte ist so klug, die Gefahren eines solchen Lebens zu erkennen und daraus die Konsequenzen zu ziehen. Sie hat gemerkt, dass ihr ein derartiges Leben gar nicht entspricht und will nicht in dauernder Angst und Spannung, in stetem Stress eingesperrt sein. Sie entscheidet sich für die Armut, aber auch für die Freiheit! – und kehrt in ihr vertrautes Feld zurück.

Wir sind heute nicht mehr frei und leben als Fremde in einer fremd gewordenen Welt. Wir sind nicht mehr zu Hause! Uns fehlt es an Heimat! Wir wissen nicht mehr, wer wir sind, weil wir vergessen haben, woher wir kommen und wohin wir gehen sollen. Wir wollten zu hoch hinaus und haben den Boden unter den Füssen verloren. Und weil wir so gefährlich leben, sind wir plötzlich auf tausend und abertausend Gesetze, Vorschriften und Regeln angewiesen – und fallen in eine merkwürdig enge Gesetzlichkeit zurück, wie sie zur Zeit Jesu im Judentum grassierte. Da unsere Einstellung zu den Gütern der Erde und das Grundsätzliche unserer Beziehung zu Gott und zum Mitmenschen nicht mehr in Ordnung sind, haben wir leichtfertig und unbedacht die Freiheit preisgegeben.

Welche Unbekümmertheit und uns schon fremd gewordene Getrostheit spricht doch aus der Bergpredigt Jesu (Matthäus 6, 24–34):

«Niemand kann zwei Herren zugleich dienen. Er wird den einen vernachlässigen und den anderen bevorzugen. Er wird dem einen treu sein und den anderen hintergehen. Ihr könnt nicht beiden zugleich dienen: Gott und dem Geld. Darum sage ich euch: Macht euch keine

Sorgen um Essen und Trinken und um eure Kleidung. Das Leben ist mehr als Essen und Trinken, und der Körper ist mehr als die Kleidung. Seht euch die Vögel an! Sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln keine Vorräte – aber euer Vater im Himmel sorgt für sie. Und ihr seid ihm doch viel mehr wert als alle Vögel! Wer von euch kann durch sein Sorgen sein Leben auch nur einen Tag verlängern?

Und warum macht ihr euch Sorgen um das, was ihr anziehen sollt? Seht, wie die Blumen auf den Feldern wachsen! Sie arbeiten nicht und machen sich keine Kleider; doch ich sage euch: nicht einmal Salomo bei all seinem Reichtum war so prächtig gekleidet wie irgendeine von ihnen. Wenn Gott sogar die Feldblumen so ausstattet, die heute blühen und morgen verbrannt werden, wird er sich dann nicht erst recht um euch kümmern? Habt doch mehr Vertrauen!

Macht euch also keine Sorgen! Fragt nicht: 'Was sollen wir essen?' 'Was sollen wir trinken?' 'Was sollen wir anziehen?' Damit plagen sich Menschen, die Gott nicht kennen. Euer Vater im Himmel weiss, dass ihr all das braucht. Sorgt euch zuerst darum, dass ihr euch seiner Herrschaft unterstellt und tut, was er verlangt, dann wird er euch schon mit all dem anderen versorgen. Quält euch nicht mit Gedanken an morgen; der morgige Tag wird für sich selber sorgen. Ihr habt genug zu tragen an der Last von heute.»

Hier wird uns von Jesus gewiss nicht Liederlichkeit gepredigt, aber die Reihenfolge wird uns klar vor Augen geführt: Zuerst auf Gott hören und tun, was er will, dann werden wir aus seiner Hand empfangen, was wir nötig haben. Das läuft heute eben meistens umgekehrt. Wir schauen in erster Linie für uns selber, nachher für den andern, und am Schluss kommt dann vielleicht noch Gott, was aber als ausgesprochener Luxus gilt. Diese Einstellung macht uns unfrei, sie ist falsch. Umkehren, Busse tun heisst, sie ändern, heisst: das Ohr Gott zuwenden, seinen Willen tun, aus seiner Hand empfangen und von Herzen echt dafür danksagen!

Von der Ausdauer des Rindviehs

Der Gattungsname «Rind» umfasst verschiedene Arten und meint den männlichen Stier mit seiner Zeugungskraft, den dieser Fähigkeit beraubten und zufolgedessen gefügigeren Ochsen, die weibliche Kuh mit ihrer Fruchtbarkeit sowie die noch nicht zur Geschlechtsreife gelangten Kälber.

Diese einleitenden Worte deuten bereits die enorme Wichtigkeit der Rinder für die menschliche Kultur an, zählen sie doch zu den am frühesten – etwa seit 4000 v. Chr. – gezähmten und im Stall gehaltenen Tieren. Mit Ackerbau und Feldarbeit, in der sie eine erhebliche Rolle spielten, begann überhaupt der mühsame Weg des Menschen in die Zivilisation. Eine grosse Herde deckte den Fleischbedarf und entledigte von der Pflicht zur Jagd; sie verkörperte Macht und Ansehen. Seit jeher wurde die Zugkraft des Viehs zur Urbarisierung des Landes genutzt, und die Milch der Kuh wie auch die Folgeprodukte Sauermilch, Butter und Käse wusste man zu schätzen in Kanaan, in einem «Land, in dem Milch und Honig fliessen» (2. Mose 3, 8).

Was Wunder, wenn beim Kauf die wertvollen Tiere sorgfältig geprüft wurden und sich einer der zum grossen Fest Geladenen entschuldigt: «Ich habe fünf Ochsengespanne gekauft und will gerade sehen, ob sie etwas taugen.» Das Gleichnis Jesu (Lukas 14, 15–24) jedoch zielt darauf ab, dass die Annahme der Einladung zu diesem Mahl wichtiger als alles andere ist, heisst doch der Herr seinen Diener schliesslich:

«Geh auf die Feldwege und an die Hecken und Zäune und dränge die Leute zu kommen, damit mein Haus voll wird.»

«Das aber versichere ich euch», fügt Jesus hinzu, «von den zuerst geladenen Gästen kommt mir keiner an meinen Tisch!»

Wie klar wird es hier doch gesagt: Nichts, aber auch gar nichts geht vor die Nachfolge Jesu! Es darf da keine materielle Angelegenheit vorangestellt werden. «Ora et labora» – zuerst das Gebet, dann die Arbeit.

Zuerst das heilsame Stillewerden und Hören auf Gott, dann als Antwort das herzhafte Zupacken im Alltag. Gott ist unser Arbeitgeber. Bei ihm holen wir die Anweisungen, unsere grossen und kleinen Lebensaufträge. Das weitere ergibt sich aus dem Geist, den Anregungen und Impulsen, die wir von ihm erhalten, und so wird Segen über unserer Arbeit liegen.

Beherrschen wir sie noch, oder haben wir sie verlernt, die Kunst des Innehaltens, Pausemachens, Abschaltens; gönnen wir es uns noch, dieses notwendige und not-wendende «In-sich-gehen», das wir aus dem nächsten Kapitel des Lukasevangeliums (15, 17–24) vom Verlorenen Sohn her kennen?

«Endlich ging er in sich und sagte: 'Die Arbeiter meines Vaters bekommen mehr, als sie essen können, und ich werde hier noch vor Hunger umkommen. Ich will zu meinem Vater gehen und zu ihm sagen: Vater, ich bin vor Gott und vor dir schuldig geworden; ich verdiene es nicht mehr, dein Sohn zu sein. Nimm mich als deinen Arbeiter in Dienst!' So machte er sich auf den Weg zu seinem Vater. Der sah ihn schon von weitem kommen, und voller Mitleid lief er ihm entgegen, fiel ihm um den Hals und küsste ihn.

'Vater', sagte der Sohn, 'ich bin vor Gott und vor dir schuldig geworden, ich verdiene es nicht mehr, dein Sohn zu sein!'

Aber der Vater rief seine Diener: 'Schnell, holt das beste Kleid für ihn, steckt ihm einen Ring an den Finger und bringt ihm Schuhe! Holt das Mastkalb und schlachtet es! Wir wollen ein Fest feiern und uns freuen! Mein Sohn hier war tot, jetzt lebt er wieder. Er war verloren, jetzt ist er wiedergefunden.' Und sie begannen zu feiern.»

In der Fremde hatte dieser Sohn sein ganzes Vermögen leichtsinnig verjubelt, so dass er, auf dem Tiefpunkt angelangt, mit Schweinefutter zufrieden gewesen wäre. Nun wartet aber bei seiner Rückkehr das feine Fleisch eines gemästeten Kalbes. Dort nicht einmal Schweinefutter – hier Kalbfleisch; dort Einsamkeit – hier Geborgenheit. Dazwischen das In-sich-gehen des Sohnes, seine tiefe Reue und der mutige Entscheid, umzukehren und sich zu seinem Vater aufzuma-

chen, der ihn vergebend-liebevoll empfängt. Ist das nicht unverhofft schön, ein Geschenk, eine Gnade? Diese Liebe gilt einem jeden von uns, und ehrlich: Wer ist nicht schon zehnmal verloren gewesen?

Wir stecken mitten im Thema der Nachfolge. Dazu gehört, den Meister zu kennen. Auch da kann uns das Rind weiterhelfen. Bereits im ersten Kapitel des Prophetenbuches Jesaja (1, 2. 3) vernehmen wir das Wort des Herrn:

Ich habe Kinder aufgezogen;
und jetzt, wo sie gross geworden sind,
sagen sie sich von mir los!
Jeder Ochse kennt seinen Besitzer
und jeder Esel die Futterkrippe seines Herrn.
Israel aber will nicht begreifen, wem es gehört;
mein Volk nimmt keine Vernunft an.

Das Vertrauen des Tieres zum Menschen stellt die Treulosigkeit des Volkes seinem Gott gegenüber bloss. Wie der Ochse seinen Eigentümer kennt und der Esel weiss, wem er das Essen zu verdanken hat, sollen wir dazu stehen, wohin wir gehören und wodurch wir leben. Aber selbst wenn wir den Namen unsres Herrn kennen, sind wir vor Irrtum nicht gefeit. Die Israeliten am Sinai (2. Mose 32, 2–4) wollten ihrem Gott Ehre antun, aber sie gingen von ihren eigenen Wertvorstellungen aus und leiteten es unglücklich in die Wege. «Aaron sagte zu ihnen:

'Nehmt euren Frauen, Söhnen und Töchtern die goldenen Ringe ab,
die sie an den Ohren tragen, und bringt sie her!'
Alle nahmen ihre goldenen Ohrringe ab und brachten sie zu Aaron.
Er schmolz sie ein, goss das Gold in eine Form
und machte daraus ein Stierbild.
Da riefen alle:
'Hier ist dein Gott, Israel,
der dich aus Ägypten geführt hat!'»

Gott will nicht nach Kriterien dieser Welt gelobt, nicht mit unseren Massstäben gemessen werden. Er begehrt nicht dein Gold, dein Geld – er wünscht sich dein Herz, und das ist viel mehr! – Seit urältester Zeit galten Stier und Kuh als Symbole kosmischer Fruchtbarkeit. Und Fruchtbarkeit, Gedeihen von Pflanzen und Tieren, bedeutete gesicherte Existenz, Leben. Darum wurde in Ägypten Apis, der heilige Stier von Mephis, als Gottheit verehrt. Davon liessen sich die Israeliten bei ihrem berühmten Tanz um das Goldene Kalb verleiten.

Der Stier stand von alters her zu Sonne und Mond in Beziehung, die Kuh allein zum Mond. Das Stierzeichen leuchtet unter den Sternbildern des Tierkreises als Sinnbild der ewig zeugenden Allkraft der Natur. Wenn sich die Sonne im April in diesem Zeichen befindet, beginnt der Frühling, in welchem alles Leben erwacht. Als heilige Tiere von Gottheiten der alten Religionen wurden die Rinder geopfert. Stier- und Kuhhörner waren wegen ihrer Sichelform Mondsymbol. In manchen Fällen ersetzte man das Opfer durch die Gabe von mondsichelförmigem Gebäck, daher rührt die Form der allgemein verbreiteten «Gipfel»! So bei den Germanen, nach deren Glaube die Kuh bereits bei der Weltentstehung beteiligt war. Ein Lied aus der Edda berichtet:

Im Anfang war Eis und Reif.
Eine Kuh leckt mit ihrer warmen Zunge
eine Menschengestalt aus dem ewigen Eis
und füllt sie mit Leben.
Das ist der Ur-Riese Umir.
Bald sind weitere Riesen da.
Und diese weiteren Riesen nehmen mit dem Ur-Riesen Umir den
Kampf auf und besiegen ihn.
Aus dem Fleisch des gefällten Ur-Riesen wird die Erde.
Aus seinem Skelett das Urgestein.
Die Blutlache weitet sich aus zum Meer.
Sein letzter Atem ist der Wind.

Mit ihrer warmen Zunge weckt die Kuh Leben. Für besonders gross wurde die Lebensfülle und Lebenskraft im Stier gehalten, und so galten junge Stiere als die erlesensten Opfer des Alten Bundes. Der Verzicht auf das blühende Leben vertrat die Hingabe des Menschenlebens. Aber schon da hören wir die Worte des Herrn durch seinen warnenden Propheten Hosea (6, 6):

Liebe will ich von euch und nicht,
dass ihr mir die Tiere schlachtet.
Ihr sollt mir nicht Brandopfer darbringen,
sondern tun, was mir gefällt.

Radikal zieht Jesus (Matthäus 9, 13) diesen Gedanken durch:
«Überlegt doch einmal, was es bedeutet, wenn Gott sagt: 'Ich fordere nicht von euch, dass ihr mir Tieropfer darbringt, sondern dass ihr barmherzig seid.'»

Gott braucht keine Opfer mehr, denn das Opfer aller Zeiten hat er ein für alle Mal am Kreuzesstamm auf Golgatha selber dargebracht: Jesus Christus, seinen Sohn! Stierkalb ist Christus im Opfertod. Deshalb wurde dem Evangelisten Lukas später dieses Tier zugedacht; Lukas, dessen Evangelium die gute Nachricht des Kommens Christi für die Ausgestossenen und Verlorenen wie ein roter Faden durchzieht. In solchen Mitmenschen erscheint uns Gott, an ihnen erweist sich unser Christsein, unsere Liebe, und nicht an irgendeiner abstrakten, fernen Grösse. Unser Glaube bekommt Hände und Füsse, Wärme und Leben!

Wir sind immer noch bei der Nachfolge. Jesus (Matthäus 11, 29. 30) ermuntert uns:

Nehmt mein Joch auf euch und lernt von mir,
denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig;
so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen.
Denn mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht.

Durch Umwickeln mit Tüchern konnte der Bauer das drückende Querholz auf dem Nacken der Zugtiere lind machen. Jesus macht es uns leicht, weil das Grundlegende schon passiert ist: seine völlige Hingabe. Nicht irgend ein «Krampf» ist erforderlich, sondern die fröhliche Nachfolge. Das einfache Holzjoch in meinem Hausgang erinnert mich jeden Tag daran: von Jesus zu lernen, für Brüder und Schwestern zu arbeiten und dem Prättigauer Hausspruch nachzuleben:

Mir genügt, wie Gott es fügt.

Die Strophe des Kirchenliedes (322, 3) gilt im Zeichen des Kreuzes und in der Hoffnung der Auferstehung auch für mich:

Wir sind in ihm zufrieden.
Was uns hienieden
als Last von ihm beschieden,
hat sein Gewicht;
doch ist das Joch für jeden
drauf eingericht.
Drum mag der Leib ermüden:
wir gehn im Frieden,
von Jesus ungeschieden,
und sterben nicht.

Das mit grosser Ausdauer arbeitende Rind wurde schliesslich zum Symbol der Apostel aller Zeiten (1. Korinther 9, 9), die sich für die Verbreitung und den Vollzug des Glaubens in aller Welt abmühen. Darf es uns als Christen überhaupt Signal zu tätiger Nächstenliebe, zu gelebtem Glauben bedeuten?

Schafsgeduld

Totensonntag

Das Schaf wird in der Bibel als erstes dem Menschen dienstbar gemachtes Tier genannt: Abel wurde Schafhirt und brachte Gott als Dankopfer eines von den erstgeborenen Lämmern seiner Herde dar (1. Mose 4, 2. 4). Zweifellos hat die Zähmung die eigentlichen Instinkte des Schafes, welche es in Freiheit hatte, verwischt. Trotzdem sind sie – ursprünglicher als bei den meisten unserer Haustierarten – noch wach. Es ist ein typisches Herdentier mit einer gewissen Schwerfälligkeit und Trägheit. Bei direkter Bedrohung sprengen die Schafe hilf- und ziellos auseinander, wenn sich der Bock, der sehr angriffig sein kann, nicht bei der Herde befindet. Darum ist das Schaf in besonderem Masse auf einen guten Hirten angewiesen.

In Israel galt der Hirt als ein Bild für die Volksführer. Wohlgesinnte Hirten wusste man von ausbeuterisch eingestellten zu unterscheiden. Der Prophet Ezechiel (34, 1–6. 11–22) spricht im Auftrag des Herrn zur Zeit der babylonischen Verbannung einen unmissverständlichen Tadel aus:

«Der Herr sagte zu mir: 'Du Mensch, richte den führenden Männern in Israel aus: Hört, was Gott, der Herr sagt: Ihr seid die Hirten meines Volkes; aber anstatt für die Herde zu sorgen, habt ihr nur an euch selbst gedacht. Das müsst ihr mir büssen! Die Milch der Schafe habt ihr getrunken, aus ihrer Wolle habt ihr euch Kleider gemacht und habt die besten Tiere geschlachtet. Aber für einen guten Weideplatz habt ihr nicht gesorgt. War ein Tier schwach, so habt ihr ihm nicht geholfen; war eines krank, so habt ihr es nicht geheilt. Um die Verletzten und Versprengten habt ihr euch nicht gekümmert; die Verirrten habt ihr nicht gesucht. Alle Tiere habt ihr misshandelt und unterdrückt. Weil meine Schafe keinen Hirten hatten, verliefen sie sich und fielen den Raubtieren zur Beute. Sie irrten überall umher, auf Bergen und Hügeln, denn niemand war da, der sie suchte, niemand, der sich um sie kümmerte.'»

Nach diesen liederlichen Hirten muss ein rechter Hirt her, der sich seinen Schafen verpflichtet weiss. Ezechiel schildert ihn treffend als gerechten und sozialen Hirten.

«Gott, der Herr, sagt: 'Ich selbst will jetzt nach meinen Schafen sehen und mich um sie kümmern. Wie ein Hirt seine Herde wieder zusammensucht, wenn sie auseinandergetrieben worden ist, so suche ich jetzt meine Schafe zusammen. Ich hole sie zurück von allen Orten, wohin sie an jenem unheilvollen Tag vertrieben wurden. Aus fremden Ländern und Völkern hole ich sie heraus, sammle sie und bringe sie in ihre Heimat zurück. Die Berge und Täler Israels sollen wieder ihr Weideland sein. Ich lasse sie dort auf saftigen Wiesen grasen und sich lagern. Ich will selber für meine Herde sorgen und sie zu ihren Ruheplätzen führen. Ich, der Herr, sage es. Die Verirrten will ich suchen und die Versprengten zurückbringen. Ich will mich um die Verletzten und Kranken kümmern und die Fetten und Starken in Schranken halten. Ich bin ihr Hirt und sorge für sie, wie es recht ist.

Ihr aber, meine Herde, sollt wissen: Ich selbst sorge jetzt für Recht; ich nehme die schwachen Tiere vor den starken in Schutz. Ihr Widder und Böcke, ist es euch nicht genug, das beste Gras zu fressen? Warum zertrampelt ihr den Rest? Ist es euch nicht genug, das klare Wasser zu trinken? Warum wühlt ihr auch noch den Schlamm vom Grund auf? Meine Schafe müssen fressen, was ihr zertrampelt habt, und trinken, was ihr verschmutzt habt. Deshalb werde jetzt ich selbst, der Herr, die schwächeren Tiere vor euch in Schutz nehmen. Ihr habt sie mit Schulter und Hinterteil beiseitegedrängt, mit euren Hörnern gestossen und weit von der Herde weggetrieben. Aber jetzt komme ich meinen Schafen zu Hilfe. Sie sollen nicht länger eurer Willkür ausgeliefert sein; jedes Schaf soll zu seinem Recht kommen.'»

Im Grunde genommen war sich Israel schon immer im klaren darüber, dass letztlich Gott der beste Hirt ist. Und nicht umsonst erfreut sich der 23. Psalm in unsrer herkömmlich bäuerlichen Bevölkerung äusserster Beliebtheit:

Du, Herr, bist mein Hirt;
darum kenne ich keine Not.
Du bringst mich auf saftige Weiden,
lässt mich ruhen am frischen Wasser
und gibst mir neue Kraft.
Auf sicheren Wegen leitest du mich,
dafür bürgst du mit deinem Namen.
Und geht es auch durchs dunkle Tal –
ich habe keine Angst!
Du, Herr, bist bei mir;
du schützest mich und führst mich,
das macht mir Mut.
Vor den Augen meiner Feinde
deckst du mir den Tisch;
als Gast nimmst du mich bei dir auf
und füllst mir den Becher randvoll.
Deine Güte und Liebe umgeben mich
an allen kommenden Tagen;
in deinem Haus darf ich nun bleiben
mein Leben lang.

Der gute Hirt ist ein fürsorglicher Hirt. Er hält seine Herde zusammen, sucht Verirrte, holt Versprengte. Er zeigt den Schafen die saftigen Wiesen und führt sie zu den Ruheplätzen am frischen Wasser. Er kümmert sich um Verletzte und pflegt Kranke. Er hält die Fetten und Starken zurück und nimmt die Schwachen in Schutz. – Das hört sich an wie der utopische Entwurf eines Sozialprogramms und ist doch nur aus der Bibel zitiert! Wo Gott nahe ist, geht es aber so zu und her: Keiner wird aufgegeben und im Stich gelassen, alle bekommen genug.

Und zwar ist das nicht nur eine Frage der Vorsorge und Versorgung, der Speise und Abspeisung, der Infrastruktur und Organisation, sondern der Liebe und des Vertrauens! Welch innige, intime

Verbindung zwischen dem guten Hirten und seinen Schafen besteht, spüren wir bei der Lektüre des Johannesevangeliums (10, 1–5. 11–15), wo sich Jesus als der wahre Hirt zu erkennen gibt:

«Ich versichere euch: wer den Schafstall nicht durch die Tür betritt, sondern auf einem anderen Weg eindringt, ist ein Räuber und ein Dieb. Der Schafhirt geht durch die Tür hinein; der Wächter am Eingang öffnet ihm. Die Schafe hören auf seine Stimme, wenn er sie einzeln beim Namen ruft und ins Freie führt. Draussen geht er vor ihnen her, und die Schafe folgen ihm, weil sie seine Stimme kennen. Einem anderen Menschen würden sie nicht folgen. Im Gegenteil: sie würden vor ihm davonlaufen, weil sie seine Stimme nicht kennen.

Ich bin der gute Hirt. Ein guter Hirt ist bereit, für seine Schafe zu sterben. Jemand, dem die Schafe nicht selbst gehören, ist kein richtiger Hirt. Darum lässt er sie im Stich, wenn er den Wolf kommen sieht, und läuft davon. Dann stürzt sich der Wolf auf die Schafe und jagt sie auseinander. Wer die Schafe nur gegen Lohn hütet, läuft davon; denn die Schafe sind ihm gleichgültig. Ich bin der gute Hirt. Ich kenne meine Schafe, und sie kennen mich, so wie der Vater mich kennt und ich ihn. Ich bin bereit, für sie zu sterben.»

Christus kennt jedes einzelne seiner Schäflein. Er ruft sie beim Namen, sie kennen seine Stimme und folgen ihm nach. Die Stimme des guten Hirten trügt nicht. Frankreichs grosser Fabeldichter, Jean de La Fontaine (1621–1695), hat das packend darzustellen gewusst:

Ein Wolf konnte wenig habhaft werden
der Schafe aus den Nachbarherden.
Vielleicht, so meint' er, hülfe ihm die Fuchshaut davon;
so machte er aus sich eine neue Person.
Und zwar einen Schäfer; er schlüpft' in ein Wams, in einen Rock,
verschafft' als Stab sich einen Stock,
auch einen Dudelsack hat er irgendwo aufgetrieben;
um vollends zu krönen seinen Schlich,
hätt' er am liebsten auf den Hut geschrieben:

Der Schäfer Wilms bin ich!
Vermummt war er nun auf alle Weise.
Die Füsse stolz vor den Stab gereckt,
nähert' der falsche Wilms sich leise
dem wahren Wilms; der lag ins grüne Gras gestreckt
und schlummerte tief;
mit ihm der Hund und der Dudelsack;
auch fast die ganze Herde schlief.
Unser Heuchler schonte das wollige Pack;
um es in seinen Zwinger zu führen,
wollt' er's mit zünftigem Rufe rühren
gemäss der Tracht;
das hielt er für schlau, es war aber unbedacht:
er konnte die Stimme des Schäfers nicht äffen;
sein eigner Ton scholl heulend durch den Wald
und lüftete das Geheimnis bald.
Im Nu erwachten auf das heis're Kläffen
die Schafe, Hund und Hirt.
Der arme Wolf, vom Schreck verwirrt,
an Flucht und Notwehr verhindert durch Rock und Weste,
war verloren.
Auch die Schlauesten werden einmal ertappt und geschoren.
Ein Wolf ist nun einmal als Wolf geboren;
so handle er; das ist das beste.

Die liebende, fürsorgende Stimme des guten Hirten trügt nie. Es lohnt sich, sie herauszuhören aus all den Lockrufen, die an unsere Ohren dringen, um uns auszubeuten. Der gute Hirte aber gibt sein Leben für die Schafe – das ist der Unterschied! Die Ausübung des Hirtenamtes konnte im Alten Orient wirklich lebensgefährlich werden, wenn wilde Tiere in die Herde einbrachen und der Hirt die furchtsamen und wehrlosen Schafe verteidigen musste. Jedes Schaf war vor allem dem armen Schafbesitzer teuer. Darum durfte keines

verlorengehen. Jesus (Lukas 15, 1–7) veranlasste dieser Umstand zu einem der schönsten Gleichnisse:

«Eines Tages waren zahlreiche Zolleinnehmer und andere, die einen ebenso schlechten Ruf hatten, zu Jesus gekommen und wollten ihn hören. Die Pharisäer und Gesetzeslehrer waren darüber ärgerlich und sagten: 'Er lässt das Gesindel zu sich! Er isst sogar mit ihnen!' Da erzählte ihnen Jesus ein Gleichnis:

'Stellt euch vor, einer von euch hat hundert Schafe, und eines davon verläuft sich. Lässt er dann nicht die neunundneunzig allein in der Steppe weiden und sucht das verlorene so lange, bis er es findet? Wenn er es gefunden hat, freut er sich, nimmt es auf die Schultern und trägt es nach Hause. Dort ruft er seine Freunde und Nachbarn und sagt zu ihnen: Freut euch mit mir, ich habe mein verlorenes Schaf wiedergefunden! Ich sage euch: genauso ist bei Gott im Himmel mehr Freude über einen Sünder, der ein neues Leben anfängt, als über neunundneunzig andere, die das nicht nötig haben.'»

Diese Worte Jesu legen uns empfindlich nahe, wie wichtig der Gewinn von Menschen für das Leben ist. Etwas mehr von dem Elan, dem Engagement, der Liebe für die Verkannten und Verschupften täte uns gut. Etwas mehr Einsatz, Initiative und Offenherzigkeit für die Zweifelnden und Verzweifelten könnten wir brauchen. Etwas mehr Verständnis für die Unbequemen, Garstigen, Querulanten und Ärgerlichen vermag unerwartet viel Gutes auszulösen.

Um die Schafe in der Dunkelheit vor Wölfen, Schakalen und sonstigen wilden Tieren zu schützen, trieb der umsichtige Hirt seine Herde mitunter in eine Hürde. Diese ist ein Bild für die Geborgenheit und Sicherheit, Wärme bietende Kirche, die ohne Unterschiede alle aufnimmt. Die Vorsteher versehen anstelle Christi das Hirtenamt. Der Apostel Petrus (1. Petrus 5, 2–4) ermutigt sie:

«Leitet die Gemeinde, die Herde Gottes, als rechte Hirten. Gott will, dass ihr euch aus innerem Antrieb um sie kümmert und nicht nur, weil es eure Pflicht ist. Tut es mit Lust und Liebe und nicht, um euch zu bereichern! Betrachtet euch nicht als Herrscher über die

Herde, die euch anvertraut ist, sondern gebt ihr ein Vorbild! Dann werdet ihr, wenn der oberste Hirt kommt, den Ehrenkranz erhalten, der nie verwelkt: das Leben in unvergänglicher Herrlichkeit.»

Die frühchristliche Kunst stellte daher nicht nur Christus, sondern auch Petrus in dessen Nachfolge als guten Hirten dar. Die Unterscheidung der beiden Hirtentypen gelang erst Forschern in unserem Jahrhundert: die Bartlosigkeit Jesu deutet die Ewigkeit und unvergängliche Schönheit des Gottessohnes an, während Petrus bärtig erscheint. Bereits Jesus (Matthäus 7, 15. 16) warnte jedoch ausdrücklich vor «Wölfen im Schafspelz»:

Hütet euch vor den falschen Propheten!
Sie sehen zwar aus wie Schafe,
die zur Herde gehören,
in Wirklichkeit sind sie Wölfe,
die auf Raub aus sind.
Ihr erkennt sie an dem, was sie tun.

Diese Sorge teilen alle, denen die Kirche lieb ist: Gemeinden, Vorsteher, Pfarrer. Der Wartauer Ortsgeistliche Hans Rudolph Tschudi (1641–1716) legte sie in einer Abschiedsrede seinen Vorgesetzten am Sterbebett noch ans Herz, indem er betete:

«Ach Gott, bewahre sie vor allen Wölfen, die die Herde zerstreuen, und lasse das heilige Evangelium in dieser deiner teuer erlösten Gemeinde bis an das Weltende leuchten!»

Sind wir mit unserer Gleichgültigkeit nicht auf ein deplaziertes Toleranzdenken hereingefallen? Bringen wir den Mut auf, klar zu sagen, was Sektierertum oder Heuchelei sind? Was mit der Lehre unserer Kirche noch vereinbar ist oder nicht mehr? Stehen wir zu unserer Kirche, lieben wir sie, glauben wir an sie, hoffen wir auf sie?! Eine Kirche, in der wir alle aufgehoben, mit unterschiedlichen Auffassungen zu Hause sind, verändert die Welt. Darauf baue ich.

Doch machen wir uns nichts vor: Schafe hatten es schon immer schwer. Eine Tiergeschichte beim Reformator Martin Luther (1483–1546) macht diese Tragik deutlich:

Ein Wolf und ein Lämmlein kamen beide an einen Bach, um zu trinken. Der Wolf trank oben am Bach, das Lämmlein weit unten.

Als der Wolf das Lämmlein sah, lief er zu ihm und sprach: «Warum trübst du mir das Wasser, dass ich nicht trinken kann?»

Das Lämmlein antwortete: «Wie kann ich dir das Wasser trüben? Trinkst du doch über mir und möchtest es mir wohl trüben.»

Der Wolf sprach: «Wie? Fluchst du mir noch dazu?»

Das Lämmlein gab zurück: «Ich fluche dir nicht.»

Der Wolf aber sagte: «Ja, dein Vater hat es mir vor sechs Monaten auch so gemacht. Du willst es ihm wohl gleichtun.»

Das Lämmlein antwortete: «Damals bin ich noch gar nicht auf der Welt gewesen, wie soll ich es ihm abgeschaut haben?»

Der Wolf sprach: «So hast du mir aber meine Wiesen und Äcker abgenagt und verdorben.»

Das Lämmlein antwortete: «Wie ist das möglich, hab ich doch noch keine Zähne?»

«Ei», sprach der Wolf, «und wenn du auch viele Ausreden hast und gut schwätzen kannst, will ich dennoch diesen Abend etwas gefressen haben.» Er würgte das unschuldige Lämmlein und frass es. –

Lehre: Der Welt Lauf ist: Wer rechtschaffen sein will, der muss leiden, denn Gewalt geht vor Recht. Wenn man dem Hund an den Kragen will, so ist eine Schuld schnell gefunden. Wenn der Wolf will, so hat das Lamm unrecht.

Rührt der Ausdruck «lammfromm» von der schneeweissen Wolle her, von der anspruchslosen Stellung des Schafes unter den Tieren oder vom geduldigen Stillehalten beim Scheren? Das Schaf wurde während der Schur auf den Boden gelegt und an allen vier Beinen festgebunden. Dabei lag es still. Seine Geduld übertrug Jesaja (53, 7–9) auf die Leiden des Gottesknechts:

«Er wurde misshandelt, aber er trug es, ohne zu klagen. Wie ein

Lamm, wenn es zum Schlachten geführt wird, wie ein Schaf, wenn es geschoren wird, duldete er alles schweigend, ohne zu klagen. Er wurde verhaftet, verurteilt und hingerichtet, und keiner hat sich darum gekümmert. Und doch wurde er wegen der Schuld seines Volkes getötet. Man begrub ihn zwischen Verbrechern, mitten unter den Ausgestossenen, obwohl er kein Unrecht getan hatte und nie ein unwahres Wort aus seinem Mund gekommen war.»

Diese starke Stelle des Alten Testamentes zeigt schon auf Christus hin, das Passalamm (1. Korinther 5, 7), das Opferlamm Gottes (Johannes 1, 29). Beides ist Christus: Hirt und Lamm. Doch sprach er nie selber über dieses zweite Symbol seines in schweigender Geduld ertragenen Opfertodes. Wohl nannte er sich: «Guter Hirt, wahrer Weinstock, Weg, Licht der Welt», aber nie: «Lamm Gottes». Darüber musste er nicht reden. Dahinter steckt das Geheimnis seines Leidens, zu dem das Schweigen gehörte! Stumm und geduldig hat Christus seinen Tod auf sich genommen, um als unsichtbarer Hirte seinen Schafen die Ewigkeit zu zeigen: sie liegt im Suchen und Retten des Verlorenen, denn Liebe stirbt nie. Das gebe uns Gott!

Ich schliesse mit dem Abendmahlslied (225):

Christe, du Lamm Gottes,
der du trägst die Sünd der Welt,
erbarm dich unser.
Christe, du Lamm Gottes,
der du trägst die Sünd der Welt,
gib uns deinen Frieden.
Amen.

Der Adler – Beherrscher der Lüfte

1. Advent

Mit dem ersten Adventssonntag bricht eine der heimeligsten und schönsten Zeiten des Kirchenjahres an, die auch besonders chancenreich ist. Darauf weist schon der zierliche Adventsschmuck auf dem Tauf- und Abendmahlstisch in unserer St.Martinskirche hin: Dieser Kranz ist der Preis, den Christus mit seinem Sieg über den Tod errungen hat. Seine grünen Zweige sind Zeichen der Hoffnung, und die Kerzen zeigen die vier Adventswochen an. Das zunehmende Licht bedeutet die auf Weihnachten hin wachsende Freude.

Wie haben wir uns doch als Kinder herzlich gefreut! Jeden Tag, wenn es um das Öffnen eines neuen Kalenderfensters ging. Kaum mehr erwarten konnten wir in den letzten Tagen das Fest, und das nicht nur wegen der Geschenke, sondern des Geheimnisses und des tieferen Schatzes wegen, den Weihnachten in sich birgt.

Wie steht das nun mit uns Erwachsenen? Manchmal kommt es mir so vor, als ob meine Tränenkanäle verstopft wären, die der Freuden- und die der Schmerzenstränen — es sind dieselben. Mein Empfinden stumpf. Und die Zeit vergeht viel zu schnell, nicht zu langsam. Geht es Dir auch so? Sehnst Du dich auch danach, nochmals kindlich frisch zu fühlen, erwartungsvoll, voller Hoffnung zu sein? Möchtest Du auch noch einmal träumen und spielen, verträumt spielen, Dein wahres Gesicht im Weihnachtserlebnis entdecken? Dann mach Dich auf mit mir, und wir werden diese Adventszeit nicht ungenutzt verstreichen lassen!

Wir fragen nach dem Grund dieser seltsamen Veränderungen der Gefühle und forschen nach der Last, die unser Herz bedrückt, nach dem Ballast, der uns die Bewegungsfreiheit raubt, und nach dem Schutt, der uns den Weg verschliesst.

Nach früherer, überholter Auffassung wächst die Krümmung des Adlerschnabels im Alter derart, dass das Tier ihn nicht mehr öffnen kann und die Nahrungsaufnahme des Vogels behindert ist. Seine

Kräfte schwinden, und zur Abhilfe stürzt sich der Adler aus der Höhe gegen einen Felsen, damit die störende Schnabelspitze abbricht. Nun kann er wieder essen und gewinnt neue Kraft. Der Kirchenvater Augustinus (354–430) meinte dazu:

«Der Adler wird nicht zur Unsterblichkeit erneuert, wir aber zum ewigen Leben. Dennoch passt der Vergleich, weil auch unsere Hindernisse durch einen Felsen beseitigt werden. Der Fels aber ist Christus (1. Korinther 10, 4), an dem du die Altershemmnisse (Sündenschuld) abbrechen und deine Jugend dem Adler gleich erneuern mögest, um imstande zu sein, dein Brot zu essen, jenes, das gesprochen hat: 'Ich bin das lebendige Brot, das vom Himmel herabgekommen ist' (Johannes 6, 51).»

Als erstes dürfen wir unsere «Altershemmnisse» abstreifen, die angehäufte Sündenschuld ablegen, all das Ungute, das sich in der Lebens-ge-schichte auf-ge-schichtet hat, der Vergebung Gottes anvertrauen. Und die gibt es, die ist Wirklichkeit, da Christus für Leute wie mich und Dich gestorben ist! Der Psalmensänger (103, 1–5) durfte das erleben, und deshalb lobt er Gott:

Ich will dem Herrn von ganzem Herzen danken,
den heiligen Gott mit meinem Lied besingen!
Ich will den Herrn mit allen Kräften preisen
und niemals seine Freundlichkeit vergessen!
Er hat mir meine ganze Schuld vergeben,
von aller Krankheit hat er mich geheilt,
dem Grabe hat er mich entrissen
und mich mit Güte und Erbarmen überschüttet.
Durch seine Gaben sorgt er für mein Leben
und schenkt mir neue, jugendliche Kraft,
gleich einem Adler schwinge ich mich auf.

Vergebung bedeutet also Verjüngung — Schuld aber Alter und Tod! «Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Übel grösstes aber

ist die Schuld», mit diesen Worten schliesst Friedrich Schiller (1759–1805) sein Trauerspiel «Die Braut von Messina oder die feindlichen Brüder». Darum ist es so wichtig, zu wissen, wohin wir uns mit unserer Schuld wenden sollen und wo sie abgeladen werden kann: am Kreuz Jesu Christi!

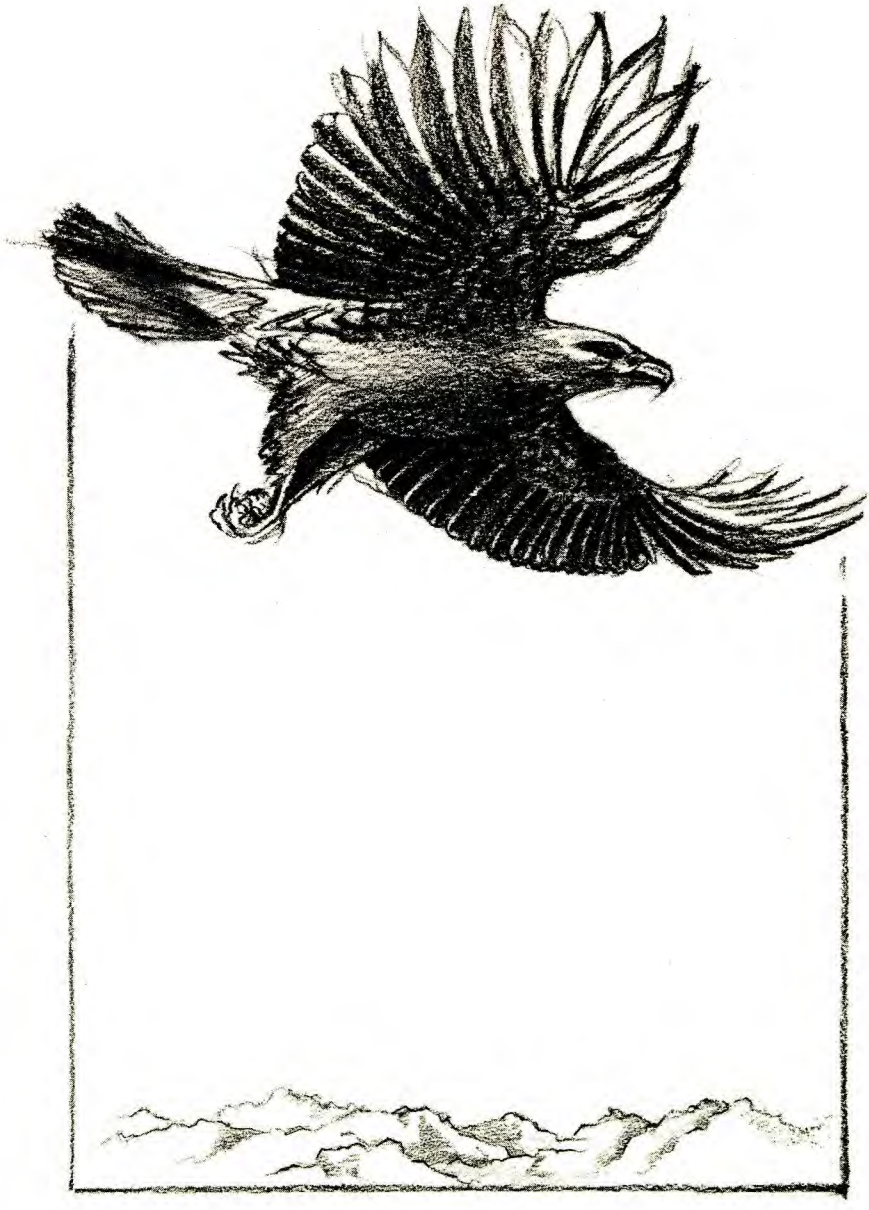
Und das spüren wir. Wenn immer wir das erleben dürfen, atmen wir erleichtert auf und gewinnen jugendliche Frische zurück.

Der «Physiologus» ist eine Schrift aus den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt, die auf noch viel ältere Quellen zurückgeht und selber zu einer Fundgrube christlicher Tiersymbolik wurde. Er beschreibt dieses Erlebnis anhand einer Vorstellung des antiken Menschen so:

«Der selige Psalmist David singt: dass du wieder jung wirst wie ein Adler (Psalm 103, 5). Der Physiologus aber sagt von diesem, er habe eine solche Eigenart: Wenn er alt wird, werden seine Schwingen schwer, und seine Augen werden trübe. Was also tut er? Er sucht eine Quelle reinen Wassers und fliegt empor in den Strahlenkranz der Sonne und verbrennt seine alten Fittiche und wirft ab die Düsternis seiner Augen und lässt sich hernieder zur Quelle und taucht dreimal hinein, und so erneuert er sich und wird wieder jung.

Auch du also, Bürger der Gemeinde und Jünger Christi, wenn du noch das Gewand des alten Menschen trägst (Epheser 4, 22) und die Augen deines Herzens stumpf sind: suche die geistliche Quelle, das Wort Gottes, das da sagt: Mich haben sie verlassen, die Quelle lebendigen Wassers (Jeremia 2, 13). Und flieg empor in die Höhe der Sonne der Gerechtigkeit Jesu Christi, und tu ab von dir den alten Menschen samt seinen Taten, und tauch dich dreimal ein in die immerströmende Quelle der Busse im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes (Matthäus 28, 19), und ziehe aus den alten Menschen und zieh an den neuen, den nach dem Ebenbilde Gottes geschaffenen. Und erfüllen wird sich auch an dir die Prophezeiung Davids: dass du wieder jung wirst wie ein Adler.»

Das ist lebendige Vergegenwärtigung der eigenen Taufe, deren



tägliche Wiederholung wir im Grunde der Dinge nötig haben. Dann gilt, was wir im Kirchenlied singen (KGB 72, 1): «All Morgen ist ganz frisch und neu.» Es tut uns gut, mit Gott reinen Tisch zu schaffen, unser Leben in seine Hand zu legen und wieder neu anzufangen. Denn letztlich kann nur er die Jugend und Kraft schenken, die Bleibendes leistet. Jesaja (40, 28–31) hat das in einer seiner eindrücklichsten Reden dem Volk nahegelegt:

«Habt ihr denn nicht gehört? Habt ihr nicht begriffen? Der Herr, unser Gott, hat die ganze Erde geschaffen, und er regiert sie für alle Zeiten. Er wird nicht müde, seine Kraft lässt nicht nach; seine Weisheit ist tief und unerschöpflich. Er gibt den Müden Kraft, und die Schwachen macht er stark. Selbst junge Leute werden kraftlos, die Stärksten erlahmen. Aber alle, die auf den Herrn vertrauen, bekommen immer wieder neue Kraft, es wachsen ihnen Flügel wie dem Adler. Sie gehen und werden nicht müde, sie laufen und brechen nicht zusammen.»

Das wär's: Adlerflügel! Sie heben uns über das Erdenschwere dieser Welt hinweg, bewahren uns vor kleingläubigen Sorgenkrämereien und entziehen uns dem Hass, Neid, Streit und dem Tod. Adlerflügel verleihen unserer Seele eine gesunde Distanz zu dieser Welt und schenken ihr eine heilsame Nähe zu jener Welt, in der es keinen Tod mehr geben wird und keine Traurigkeit, keine Klage und keine Quälerei (Offenbarung 21, 4). Der Adler ist Christus! Durch seine Himmelfahrt, aber auch durch sein Niederkommen auf die Erde, wie es Ambrosius (333–397) darlegte:

«Unter dem Adler ist Christus zu verstehen, der sich im Fluge zur Erde niederliess. Die Adler ziehen ihre Jungen nur dann auf, wenn sie die Reinheit ihrer Abstammung durch unverwandtes Blicken ins volle Sonnenlicht beweisen können. Mit Recht wird dieses Tier mit dem Erlöser verglichen: Um sich Beute zu holen, läuft es nicht auf der Erde umher, sondern sucht sich einen hochgelegenen Ort. So hat

Christus vom hohen Kreuzesstamme aus mit erschütterndem Ruf in gewaltigem Flug die Hölle erstürmt und ist mit den Heiligen als Beute zum Himmel zurückgekehrt.»

Wenngleich diesem Erproben der jungen Adler durch unbeirrten Blick in die pralle Sonne ebenso wie der Jugenderneuerung des Adlers unhaltbare Naturbeobachtungen aus antiker Weltsicht zugrundeliegen, so ist doch eines nicht zu leugnen: dass der Adler unter den Vögeln dieselbe Stellung einnimmt, die dem Löwen unter den Säugetieren zukommt. Er ist der «Beherrscher der Lüfte». Zahlreiche Fabeln lassen ihn dementsprechend auftreten, so jene vom «Raben und Adler» (J. F. Konrad, nach Moses Wallich):

Von Hunger gequält flog der Rabe über Schnee und Eis. Als er endlich ein Aas gefunden hatte, jubelte er laut, allzulaut, vor Freude. Seinen Jubelschrei hörte der Adler. Der stiess auf das Aas herab, setzte sich neben den Raben und sprach: «Lieb von dir, dass du mich gerufen hast!» Dann vertrieb er ihn mit scharfem Schnabel und wuchtigen Flügelschlägen.

Nun aber ist der Adler Christus, und seine Beute sind wir. Christus kämpft um uns, er gewinnt uns für das Leben. Gerettet oder verloren sein, das ist ein Unterschied! Hoffnung in sich tragen und Hoffnung ausstrahlen, anderen Hoffnung sein durch den Glauben in Liebe, das bedeutet erfülltes Leben. Ich denke an unsere Jungen: sie lassen sich doch gewinnen, wir müssen ihnen nur sagen, dass wir sie brauchen — und das stimmt! Wir haben die Jungen bitter nötig, um neu denken und anders leben zu lernen, um adventlich erwarten zu lernen. So sind wir uns gegenseitig Hoffnung, getragen von Gottes Liebe, die uns in Jesus Christus erschienen ist.

Mögen auch wir dahinkommen, wo das Volk Israel die Worte des Herrn hören durfte (2. Mose 19, 4): «Ihr habt erlebt, wie ich euch getragen habe wie ein Adler seine Jungen; ich habe euch wohlbehalten hierher zu mir gebracht.» Mögen wir anderen tun, wie auch Gott uns tut (5. Mose 32, 11):

Ein Adler scheucht die Jungen aus dem Nest,
damit sie selber fliegen lernen.
Doch wachsam schwebt er über ihnen,
und wenn eins müde wird und fällt,
dann breitet er die Flügel unter ihm aus,
fängt es auf und trägt es fort.

Der Adler, der Beherrscher der Lüfte, wurde denn auch zum Tier des Evangelisten Johannes, dessen Weihnachtsgeschichte (1, 14) so kühn, kurz und bündig lautet:

Das Wort wurde ein Mensch,
ein wirklicher Mensch von Fleisch und Blut,
und nahm Wohnung unter uns.
Wir sahen seine Macht und Hoheit,
die göttliche Hoheit des einzigen Sohnes,
die ihm der Vater gegeben hat.
Gottes ganze Güte und Treue
ist uns in ihm begegnet.

Die Güte und Treue Gottes gilt allen seinen Geschöpfen, und daher haben ihn auch alle zu loben. Franz von Assisi (1182–1226) empfahl dies sogar den Vögeln, als deren mächtigsten und kräftigsten Vertreter wir den Adler zum Anlass unserer Besinnung genommen haben.

«Ihr Vögel, meine lieben Brüder, steht Gott, eurem Schöpfer, sehr nahe. Immer und überall solltet ihr sein Lob verkünden, denn er gab euch die Freiheit, zu fliegen, wohin ihr wollt, und verlieh euch ein gutes und anmutiges Kleid. Er hat euren Stamm in der Arche Noah gerettet, damit ihr nicht untergeht. Das Element der Luft hat er euch überlassen, wofür ihr ihm dankbar sein sollt. Ihr säet nicht und erntet nicht, und Gott ernährt euch doch, gibt euch Flüsse und Quellen zum Trank, Berge und Täler als Zuflucht, die hohen Bäume für eure

Nester. Und da ihr weder spinnen noch nähen könnt, kleidet er euch und eure Jungen. Wie muss euch also euer Schöpfer lieben, dass er euch solche Wohltaten erweist! Hütet euch, meine Brüder, deshalb vor der Undankbarkeit und bemüht euch allezeit, Gott zu loben.»

Als Franziskus so zu den Vögeln sprach, öffneten sie alle ihre Schnäbel, reckten die Hälse, schlugen mit den Flügeln, neigten die Köpfchen bis zur Erde und bekundeten so mit Gebärden und Gesang, welche grosse Freude er ihnen bereite. Daran hatte wiederum er selber seine Freude und sein Wohlgefallen, und er ergötzte sich an der grossen Vogelschar, an ihrer Schönheit und Vielfalt, an ihrer Zutraulichkeit und Aufmerksamkeit. Und voll Andacht pries er in ihnen seinen Schöpfer.

Nach der Predigt machte Franziskus das Zeichen des Kreuzes über die Vögel und liess sie davonfliegen. Da stiegen alle Vögel mit herrlichem Gesang in die Luft und teilten sich in vier Schwärme entsprechend dem Kreuzeszeichen, das er über sie geschlagen hatte: der eine Schwarm flog nach Sonnenaufgang, der zweite nach Sonnenuntergang, der dritte nach Mittag, der vierte nach Mitternacht. Und jede Schar stimmte ein wunderbares Lied an, während sie dahinflog.

Wieviel mehr gilt dieser Aufruf uns Menschen, wenn ihn Franz von Assisi sogar an die Vögel gerichtet hat! Daher schliessen wir mit der Strophe aus dem Kirchengesangbuch (52, 2):

Lobe den Herren, der alles so herrlich regieret,
der wie auf Flügeln des Adlers dich sicher geführet,
der dich erhält, wie es dir selber gefällt.
Hast du nicht dieses verspüret?

Der Hahn, der Künder des Lichts – Die Henne, ein Bild religiöser Heimat

2. Advent

Die Tage sind in dieser Winterszeit so kurz geworden und die Nächte so lang. Hast Du das in Deinem Leben auch schon durchgemacht: dass sich Möglichkeiten verschlossen haben, dass Lichtblicke erloschen sind, Wege unklar wurden und Angst Dein Herz ergriff, da es Nacht um Dich her wurde? Kennst Du das unruhvolle Sitzen auf der Bettkante in schlaflosen Nächten, umgetrieben von der bangen Frage: ob Dein Leben gelingt, oder ob Deine Seele in einen tiefen, einsamen Abgrund entgleitet, aus dem es keinen Ausweg mehr gibt? Hat Dich Dein Gewissen jemals mit dem zerfressenden Zweifel gemartert: ist dieser begangene Fehler überhaupt wieder gutzumachen, oder bin ich verloren? – Das ist das Erlebnis der langen Nächte in unserem Leben, die wir uns selber und jedem anderen gerne ersparen würden. Um dieses Erlebnis handelt es sich nun.

Die Nacht war mit weit mehr Schrecken behaftet, als sie noch nicht mit dermassen vielen bequem entfachten Lichtern durchschnitten werden konnte, wie das heutzutage der Fall ist; und der inwendigen Nacht sind solche modernen Lichter zuweilen ganz fremd. Die Finsternis galt als Deckmantel für ungescheut begangene Verbrechen. Die Dunkelheit wurde als die Chance des Teufels angesehen, der die Menschen zu Sünde und Tod verführt. Von daher wird es verständlich, warum der Hahnenschrei vor Anbruch der Morgendämmerung als etwas Erlösendes empfunden wurde: Er kündet den bevorstehenden Sonnenaufgang an, dem das gefahrdrohende Dunkel der Nacht weicht. In der Vorstellung des Menschen von früher verscheuchte er nicht nur böse Geister, sondern auch Löwen und andere gefährliche Tiere. So wurde denn der Hahnenschrei zu einem Zeichen für jenes Licht, das gar die Todesnacht verscheucht und uns aus allen Ängsten reisst: für Christus, den gekreuzigt-auferstandenen Herrn, der uns aus aller Nacht erlöst, weil er die dunkelste der Nächte durchgestanden hat und zu neuem Leben erweckt wurde. «Hier ist Gottes

Angesicht, hier ist lauter Trost und Licht» (KGB 200, 1). Diese Worte betreffen nicht irgendwen, sondern Dich und mich, Leute, die das Dunkel kennen, die Hilfe nötig haben und sich danach sehnen, geliebt und gebraucht zu werden. Erst wenn Du das spürst, wenn Du merken darfst: das ist Wirklichkeit, erst dann öffnet sich der Tag auch in Deinem Leben!

Die Römer pflegten die Nacht in vier militärische Wachen einzuteilen. Der erste Hahnenschrei bezeichnete zwischen 2 und 3 Uhr den Beginn der letzten Wache (vigilia). Dieses Krähen des Hahnes ist für immer schmerzlich mit der Verleugnung des Herrn durch seinen Jünger verbunden (Matthäus 26, 74. 75):

«In diesem Augenblick krähte der Hahn, und Petrus erinnerte sich daran, dass Jesus zu ihm gesagt hatte: 'Bevor der Hahn kräht, wirst du dreimal behaupten, dass du mich nicht kennst.' Da ging er hinaus und weinte verzweifelt.»

Es sollte nicht das letzte Mal sein, dass ein Hahnenschrei durch Mark und Beine fuhr und Unrecht ins Bewusstsein rief. Über den italienischen Mönch Torellus (1202–1282) ist eine Legende überliefert, in der das Krähen eines Hahnes eine zentrale Rolle spielt:

Torellus war im toskanischen Puppio am obern Arno als Sohn eines vortrefflichen Mannes namens Paulus geboren worden. Weil er von Natur aus ein aufgeweckter Junge war, erzog ihn der Vater nicht nur im Glauben, sondern liess ihm auch eine vorzügliche Bildung angedeihen, die dem Knaben absolut keine Mühe bereitete. Als jedoch der Vater starb, geriet Torellus bald in zweifelhafte Gesellschaft. Er gab sich mit leichten Mädchen ab und verfiel der Spielsucht von früh bis spät. An seine Bestimmung und an Gott dachte er nicht mehr, Gott aber vergass ihn nicht.

Eines Tages war Torellus wieder mit dem Kugelspiel im Kreise seiner gleichgesinnten Freunde beschäftigt. Da flog von einem Fensterchen ein Hahn auf seine Schulter, krähte dreimal und suchte wieder das Weite. Torellus vermochte vor Erstaunen nicht sogleich zu erfassen, was für einen Sinn dieses Geschehnis nun haben sollte.

Er dachte viel darüber nach, wälzte die Gedanken hin und her, und schliesslich war es ihm ganz klar: Das war ein Ruf an seine Seele – in Gottes Namen hatte ihn der Hahn aus dem Schlaf aufgeweckt!

Er verliess seine Freunde, ging zum Abt von Puppio und warf sich ihm zu Füssen. Verwundert über die rasche Bekehrung ermahnte ihn der Abt zur Beharrlichkeit in seinem Vorsatz. Da warf sich Torellus abermals vor ihm nieder und bat ihn um das Kleid der niederen Laienbrüder. Abt und Mönche rieten ihm, er solle das Mönchskleid dieses Klosters, der Vallombrosaner, nehmen. Torellus hingegen weigerte sich, und der Abt gewährte ihm das Kleid, das er sich gewünscht hatte. Danach gab der junge Mann sein Vermögen den Armen und Verwandten, und ohne dass ein Mensch in Puppio es bemerkte, verliess er die Stadt und kehrte der Einsamkeit der Wälder zu, wo er sein Leben als weiser Einsiedler verbrachte.

Der Hahnenschrei hat es in sich, dass er uns – zur rechten Zeit vernommen – trifft und nachdenklich zu stimmen vermag. Er kommt an uns heran, wenn wir auf andere Menschen schon längst nicht mehr hören wollen. Das Krähen des Hahnes kann uns Signal bedeuten, innezuhalten, das Leben völlig neu zu sehen, zu ändern und in den Dienst des «wahren Lichts» zu stellen, das «in die Welt gekommen ist» (Johannes 1, 9).

Wir sollen anders tun als die Bewohner Jerusalems, über welche Jesus (Matthäus 23, 37) klagt: «Jerusalem, Jerusalem, du tötest die Propheten und steinigst die Boten, die Gott zu dir schickt. Wie oft wollte ich deine Bewohner um mich scharen, wie eine Henne ihre Küken unter die Flügel nimmt! Aber ihr habt nicht gewollt.»

Das Bild der Henne mit ihren umsorgten Jungen hat wohl zu allen Zeiten die Menschen fasziniert. Der griechische Schriftsteller Plutarch (geb. um 46, gest. 125 n. Chr.) schrieb davon in seinem Werk «Über die Liebe der Eltern zu ihren Kindern». Und Jesus verwendet es für seine liebende Sorge um sein Volk. Augustinus (354–430), der Lehrer der Alten Kirche, führte dazu aus:

«Mit seinen Fittichen beschirmt er dich, und unter seinen Flügeln

bist du wohlgeborgen. Er legt dich an seine Brust, um dich mit seinen Flügeln zu beschirmen, aber nur dann, wenn du deine Bedürftigkeit erkennst und dich wie ein zartes Küklein unter die Fittiche der Mutter flüchtest, um nicht vom Geier geraubt zu werden. Geier sind die Mächte böser Geister, der Teufel und seine Boten. Uns Hilflose wollen sie ergreifen. Bergen wir uns unter den Flügeln der Mutter Weisheit! Es wurde ja die Weisheit selber schwach um unsertwillen, denn 'das Wort ist Fleisch geworden' (Johannes 1, 14).»

Hippolyt (geb. um 160, gest. nach 235) deutet in seiner Auslegung auch den teuren Preis an, den Christus bezahlt hat:

«Indem Christus auf dem Kreuzesholz seine heiligen Hände ausstreckte, entfaltete er zwei Fittiche, einen rechten und einen linken. So ruft er alle zu sich, die an ihn glauben, und beschützt sie, wie eine Henne ihre Küklein. Spricht er doch auch durch Maleachi (3, 20): 'Euch, die ihr ehrfürchtig meinen Namen ehrt, wird aufgehen die Sonne des Heils, in ihren Fittichen Heilung bergend'.»

Einen neuen Aspekt trägt ein unbekannter Autor des 5. oder 6. Jahrhunderts bei:

«Wie eine Gluckhenne nicht nur ihre eigenen Küken, sondern auch die von ihr ausgebrüteten Jungen beliebiger anderer Vögel liebt, als wären es die eigenen, so auch die Kirche: Sie ist nicht nur bestrebt, die ihr bereits angehörenden Christgläubigen zu locken, sondern – mögen es Heiden oder Juden sein, die man ihr anvertraut – sie weckt alle zum Leben durch die Wärme ihres Glaubens, gebiert sie neu in der Taufe, nährt sie mit dem Wort und liebt sie mit mütterlicher Liebe.»

Somit erscheint die Fürsorge der Henne für ihre Jungen nicht nur als Beispiel der Güte Jesu, sondern auch als Aufgabe seiner Kirche. Wie haben wir's damit? Nehmen wir auch fremde «Vögel» auf, Randsiedler, «Grenzgänger», solche, die sich schwer tun im Leben?!

Zusammenfassend halten wir fest: Der Hahn ist das Tier des Kirchturms, der Künder des Lichts, der am Morgen zu neuen Taten ruft. Er steht für das Vorwärtsstreben und verkörpert das väterliche

Prinzip. – Die Henne ist das Tier des Kirchengebäudes, der Kirche als Haus. Sie vermittelt Geborgenheit und bietet Heimat. Sie steht für das Umsorgende und verkörpert das mütterliche Prinzip.

Beides brauchen wir: Einkehr und Aufbruch, Stille und Tatendrang, Gebet und Arbeit. Beides ist von Gott her möglich, denn er ist nicht gespalten in Mann und Frau, er ist uns Vater und Mutter zugleich. Er schenkt uns einen neuen Morgen und lässt am Tag die Sonne über uns scheinen. Wir wollen diesen Tag dankbar entgegennehmen und für die Ewigkeit nutzen, denn «es kommt die Nacht, da niemand wirken kann» (Johannes 9, 4)!

Stolze Pfauenpracht

Dem schönsten aller Vögel haftet auch im Christentum eine reiche, packende Symbolik an, wenngleich er in der Bibel nur durch zwei gleichlautende Stellen (1. Könige 10, 22/2. Chronik 9, 21) Erwähnung findet, denen wir bloss gerade die Tatsache seiner Einfuhr in das Heilige Land entnehmen können. Der Pfau wird dort im Zusammenhang mit Salomos Pracht, Reichtum und Macht genannt: «Der König besass eine seetüchtige Handelsflotte, die zusammen mit den Schiffen König Hirams ausfuhr. Alle drei Jahre kamen die Schiffe zurück und brachten Gold, Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen.»

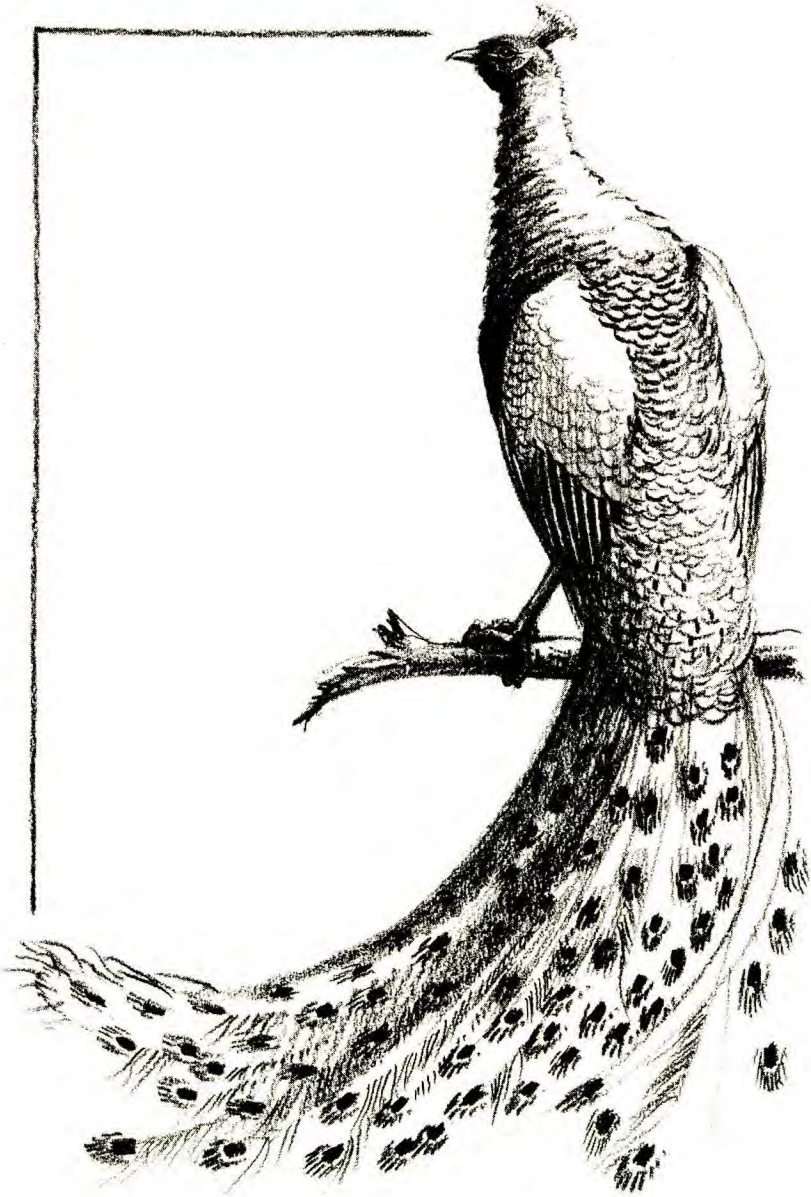
Bereits in den Katakombendekorationen erscheint der Pfau aber als häufiges Motiv, dem Paradies-Symbolik eigen ist. Er gilt als Frühlingstier, denn das auffällige Wiedergewinnen seines herrlichen Gewandes gehört zu den bezeichnendsten Merkmalen des Frühjahrs. Hinzu kommt, dass dem Pfauenfleisch im Altertum Unverweslichkeit nachgesagt wurde, wovon Augustinus (354–430) in seiner Schrift «De civitate Dei» (Gottesstaat) gar aufgrund eines selbstgemachten Experimentes berichtet. Noch der Volksprediger Antonius von Padua (1195–1231) lässt seine Verkündigung an diese Vorstellung anklingen:

«Bei der allgemeinen Auferstehung, da alle Bäume, ich meine alle Heiligen, sich wieder mit frischem Grün bekleiden, wird jener Pfau (unser Leib), der die Federn der Sterblichkeit abgelegt hatte, die Unsterblichkeit empfangen.»

So war der Pfau ein Zeichen leiblicher Auferstehung, und seine Schönheit deutete als Teil des ganzen Paradieses den ewigen Frühling und die künftige Herrlichkeit an.

Die stete Vermählungsbereitschaft des Pfaus hat der französische Schriftsteller Jules Renard (1864–1910) in einer seiner Tiergeschichten in den «Histoires naturelles» einzigartig nachgezeichnet:

Heute wird er sich ganz bestimmt vermählen. Das hätte schon gestern geschehen sollen. Im Festtagsgewand stand er bereit. Er



wartete nur noch auf seine Braut. Doch sie kam nicht. Jetzt aber wird sie nicht ausbleiben.

Triumphierend schreitet er in der Haltung eines indischen Prinzen auf und ab und trägt die üblichen kostbaren Geschenke bei sich. Die Liebe steigert die Pracht seiner Farben, und seine Federkrone erbebt wie eine Leier.

Die Braut kommt nicht. Er steigt auf das Dach und blickt in die Sonne. Nun stösst er seinen diabolischen Schrei aus: «Léon! Léon!» Auf diese Weise ruft er seine Braut. Doch nichts zeigt sich, und niemand antwortet ihm. Die Hühner, die daran gewöhnt sind, heben nicht einmal den Kopf. Sie sind es leid, ihn zu bewundern. Er steigt wieder in den Hof hinab, seiner Schönheit so sicher, dass er unfähig ist, zu grollen. Seine Hochzeit wird also morgen stattfinden.

Und da er nicht weiss, was er mit dem Rest des Tages anfangen soll, wendet er sich der Freitreppe zu. Mit würdevollen Schritten besteigt er die Stufen wie die eines Tempels. Er hebt die Federschleppe, die ganz schwer ist von den Augen, welche sich nicht von ihr zu lösen vermochten.

Dann wiederholt er noch einmal das Ritual . . .

Jetzt entgeht es jedoch der Aufmerksamkeit des Menschen nicht, dass die nackten, unförmigen Füsse schlecht zum eleganten Kleid des Pfaus passen. Diese Beobachtung hat schon früh zu allerhand Überlegungen verleitet, wie Berichte aus der alten Kirche kundtun:

«Ist nämlich der Pfau ein ganz entzückender Vogel vor allem Geflügel unter dem Himmel, von prächtiger Farbe und mit lieblichen Fittichen, und schreitet umher hierhin und dorthin und siehet sich selber mit Freuden und plustert sich und windet sich und schaut sich nach sich selber um.

Aber wenn sein Blick auf seine Füsse fällt, da schreit er wild und klagend auf; denn seine Füsse stimmen gar nicht zu seiner sonstigen Gestalt.

Auch du, verständiger Mensch, so du anschaust deine Bestimmung und das Gute, das Gott dir gegeben, freue dich und sei glücklich und

frohlocke in deinem Herzen; blickest du aber nach deinen Füssen, das ist: nach deinen Sünden, dann schreie und weine zu Gott, und hasse dein Unrecht wie der Pfau seine Füsse, damit du vor dem Bräutigam gerechtfertigt erscheinest.

Wohlgeredet hat der Physiologus vom Pfau».

Verschiedene neutestamentliche Stellen in Erinnerung rufend, wird hier Christus als Bräutigam bezeichnet, vor den die Gemeinde als Braut hintritt. Die Selbstgefälligkeit des Pfaus soll uns zur herzlichen Freude über die Gaben aus Gottes Hand anhalten, und der Blick auf seine Füsse findet sich als Bild für des Menschen Erkenntnis seiner Sünden, die als schmucklos, nackt und unpassend empfunden werden.

Endlich dienten in ältester Zeit Pfauenfedern zur Herstellung des liturgischen Fächers, der bei feierlichen Anlässen neben kirchlichen Würdenträgern einhergetragen wurde. Man sah den Sinn dieser Federn, der vielen Pfauenaugen wegen, in der Umsicht, welche die geistlichen Hirten üben müssen. Das wäre doch eigentlich etwas für uns alle: ganz Auge zu sein für die Belange des Nächsten! Dann entginge der liebevollen Aufmerksamkeit kein Mangel an lebensnotwendiger Substanz, und ein jeder dürfte sich umsorgt und geborgen wissen – wie er selber auf seine Weise mit den ihm gegebenen Möglichkeiten umsorgen und bergen würde.

Die Turteltauben

Weihnachten

O hätte ich Flügel wie die Taube!
Wie wollte ich fliegen, bis ich Ruhe fände!
Ja, fernhin wollte ich flüchten,
wollte herbergen in der Wüste.
Ich wollte hineilen, wo ich sicher wäre
vor dem Sturmwind, vor dem Wetter.

Hast Du diese laut ausgerufene Sehnsucht des Psalmensängers (55, 7–9) auch in der Tiefe Deines Herzens gespürt während der letzten Tage vor Weihnachten?

O hätte ich Flügel wie die Taube!
Wie wollte ich fliegen, bis ich Ruhe fände!

In der Tat: kraftvoll wollte ich die Flügel ausstrecken und mich von allem abheben, was mich zurückhält, sämtliche Verpflichtungen hinter mir lassen und jede übersteigert empfundene Verbindlichkeit abschütteln. Das Einengende möchte ich sprengen und in das Land der Freiwilligkeit fliehen, wo die echte Liebe und die ungezwungene Rücksicht, die ungekünstelte und herzliche Freundlichkeit lebt, wo Wärme die Ehrlichkeit zur Mutter hat und Licht Geborgenheit gebiert. Die Vorstellung vom Seelenvogel, der in die Stille ausfliegt und Unendlichkeit, Ewigkeit sucht, ist uralt. Sie widerspiegelt den natürlichen Wunsch der Seele, nach ausserhalb zu treten und sich des Körpers zu entledigen, sich von aller Erdenschwere zu lösen. Das Verlangen nach «Tapetenwechsel» ist nur ein kleiner Teil dieses grossen Sehnens nach der neuen Welt.

Ja, fernhin wollte ich flüchten,
wollte herbergen in der Wüste.
Ich wollte hineilen, wo ich sicher wäre
vor dem Sturmwind, vor dem Wetter.

Die Taube eignet sich gut als Bild des Abschieds von Hetze und Stress, war sie doch schon immer bekannt für aussergewöhnliche Flugfähigkeit, Schnelligkeit, Sicherheit, Ausdauer und vorzüglichen Orientierungssinn. Solche Eigenschaften würden uns zweifellos aus Verzettelung und Zerstreutheit retten. Bereits Noah (1. Mose 8, 6–12) wusste sich dieser Tugenden der Taube zu bedienen, die uns auch vom Phänomen der Brieftaube her geläufig sind:

«Nach vierzig Tagen öffnete Noah das Fenster und liess einen Raben hinaus. Der flog so lange hin und her, bis alles Wasser auf der Erde versickert war. Noah liess auch eine Taube fliegen, um zu erfahren, ob das Wasser abgeflossen war. Sie fand keine Stelle, wo sie sich niederlassen konnte; denn die ganze Erde war noch von Wasser bedeckt. Deshalb kehrte sie zum Schiff zurück. Noah streckte die Hand aus und holte sie wieder herein. Er wartete noch einmal sieben Tage, dann liess er die Taube zum zweitenmal fliegen. Diesmal kam sie gegen Abend zurück und hielt ein frisches Blatt von einem Ölbaum im Schnabel. Da wusste Noah, dass das Wasser abgeflossen war. Er wartete noch einmal sieben Tage, dann liess er die Taube zum drittenmal fliegen. Diesmal kehrte sie nicht mehr zurück.»

Im Bewusstsein dieser gewaltig empfundenen Rettung von Mensch und Tier aus der Sintflut — der Strafe Gottes — sind sowohl die Taube als auch die Olive Bilder der Versöhnung und des Friedens geworden. Die mit einem frischen Ölblatt im Schnabel daherfliegende Taube bedeutete für Noah Hoffnung auf einen Neubeginn, Hoffnung auf Zukunft und Leben, das nur der Einheit mit Gott entspringen kann.

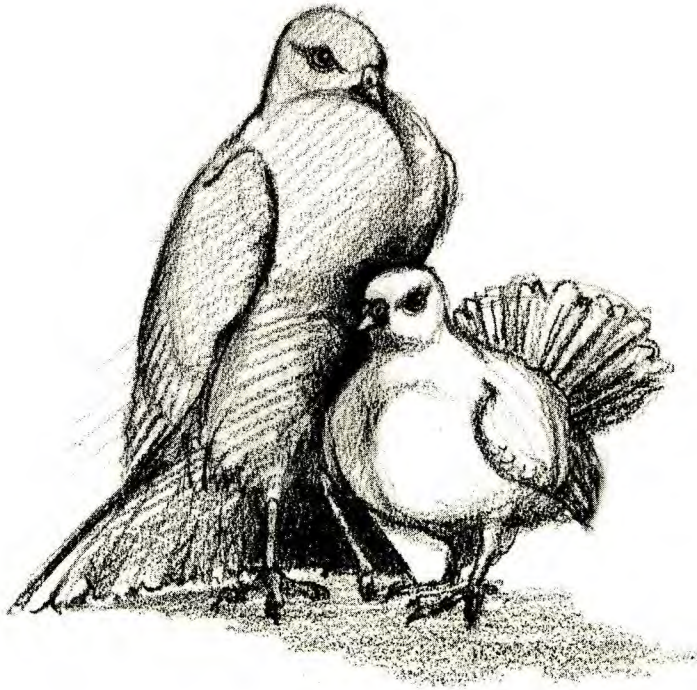
An einer zweiten, ganz entscheidenden Stelle der Bibel (Lukas, 3, 21. 22) ist wiederum von einer Taube die Rede: «Zusammen mit allen anderen hatte sich auch Jesus taufen lassen. Danach, als er betete, öffnete sich der Himmel. Der heilige Geist kam sichtbar auf ihn herab, anzusehen wie eine Taube. Und eine Stimme sagte vom Himmel her: 'Du bist mein Sohn, dir gilt meine Liebe, dich habe ich erwählt.'»

Ist es nicht sonderbar, wie die Taube in diesen beiden wichtigen — ja lebens-wichtigen! — Momenten im 1. Buch Mose als auch im Lukasevangelium mit einer guten Nachricht zusammenhängt? Sie kehrt mit dem Olivenzweiglein zu Noah zurück und kündet damit sicheren Grund an, auf dem sich leben, sich das Leben gestalten lässt. Und sie fällt als Verkörperung des Heiligen Geistes auf den nach seiner Taufe im Gebet verharrenden Jesus nieder, begleitet von der Stimme aus dem offenen Himmel: «Du bist mein Sohn, dir gilt meine Liebe, dich habe ich erwählt.»

Beide Male kommt mit der Taube eine gute Nachricht — Evangelium! — daher. Beide Male eröffnen sich neue, ungeahnte oder sehnlichst erwartete Möglichkeiten. Beide Male handelt es sich um ein Herausgerufenwerden, um ein Zeichen, auf dem reicher Segen liegt. Darin besteht gerade die gute Botschaft von Weihnachten: Du brauchst nicht auszufliegen, auszuwandern, denn Gott wandert ein! Du brauchst nicht der Welt zu entfliehen, weil Gott in dieser Deiner Welt Wohnung nimmt! Du brauchst nicht zu gehen, Gott kommt zu Dir!

Man hat dies «Gnade statt Werke» genannt. Wir könnten «Geschenk statt Leistung» sagen. Oder: «gefunden werden statt finden müssen». Das ist die Freude von Weihnachten, die in unsere ungefreute Zeit einbricht, ihr Friede in einer friedlosen Welt, ihre Ruhe in einem unruhvollen Dasein: Gott müht sich in unsere Angelegenheiten hinein, bricht ihnen die Spitze, stülpt sie um und füllt unser Leben mit Sinn.

Es ist kein Zufall, dass die Taube bei der Landung der Arche Noah und bei der Taufe von Jesus eine Rolle spielen durfte. Antike Naturkunden heben als besondere Eigenschaften der Taube Einfalt, Liebe, Unschuld und Sanftmut hervor. Es wurde gar behauptet, sie sei «ohne Galle»! Tatsächlich ist die Taube nicht — wie manche andere Vögel — streitsüchtig gegen ihre Artgenossen, sondern vielmehr zärtlich und liebevoll. Stirbt der eine Teil des Pärchens, so sucht der überlebende keine neue Verbindung. Speziell gilt das für die Turtel-



taube, welche die Einsamkeit mehr liebt als die geselligere Haustaube. Ihr sanftes Gurren ist in die Symbolik als Ausdruck des Bedürfnisses nach Anschmiegung eingegangen. Dichter haben es besungen, wie Théophile Gautier im Frankreich des 19. Jahrhunderts:

Die Tauben gurren auf dem Dach,
Die bunten Tauben, wie verliebt.
Das klingt so zärtlich und betrübt —
Es rauscht die Flut im Weidenbach.

Jahrtausende vorher aber hat schon der Dichter der herrlichen Liebeslieder im Alten Testament um das Wesen der Taube gewusst. Wir entnehmen es dem Hohenlied (2, 12):

Die Blumen erscheinen im Lande,
die Zeit des Singens ist da,
und das Gurren der Turteltaube hebt an.

Die kleine Turteltaube ist in Palästina ein Zugvogel, der regelmässig Anfang April eintrifft. Sie zeigt den Frühling an und ist das Tier der Liebe. Darum nennt der Liebende im Hohenlied (2, 14) seine Geliebte «meine Taube», und ihre «Augen glänzen wie Taubenaugen» (1, 15). Und die Geliebte antwortet (5, 12): «Seine Augen sind wie Tauben an Wasserbächen.» Die Taube erfreute sich im Heiligen Land solcher Wertschätzung, dass ihre hebräische Bezeichnung zum Mädchennamen auserlesen wurde. Hiob (42, 14) nannte eine seiner Töchter «Jemima», das heisst «Täubchen». Es war die erstgeborene Tochter nach seinem grossen Unglück und nach durchstandener Prüfung, welche mit diesem schönen und sinnreichen Namen bedacht wurde. Im wechselvollen, aber auch chancenreichen Leben des geplagten Hiob markierte er einen überraschenden Neubeginn. Auch hier weist das Vorkommen der Taube in die Zukunft.

In der Alten Kirche wurde die Taube nicht nur auf den Heiligen

Geist, sondern anfänglich noch viel mehr auf Christus selbst bezogen, der seinerseits die Jünger in seiner Aussendungsrede (Matthäus 10, 16) zu einem Verhalten «ohne Falsch wie die Tauben» aufrief. Selbst in diesem Passus, in dem die Taube Erwähnung findet, liegt etwas Verheissungsvolles, Vorwärtsweisendes verborgen.

Besonders sympathisch macht die Tauben schliesslich noch der Umstand, dass sie von ärmeren Leuten anstelle des einjährigen Lammes als Reinigungsopfer nach der Geburt eines Kindes dargebracht werden konnten (3. Mose 12, 8). Die Taube war als einziger Vogel Opfertier. Auch Maria und Joseph vermochten im Tempel zu Jerusalem nur das Opfer von zwei Tauben zu erbringen (Lukas 2, 24).

So hat die Taube wohl immer etwas mit Friede, Liebe und Armut zu tun. Weihnachten kann uns die Augen dafür öffnen, dass diese drei Begriffe untrennbar in der Person Jesus aus Nazareth vereinigt sind und zusammengehören: Friede, Liebe und Armut. Wo das gespürt und erkannt wird, da ist jene langersehnte Freiheit der Seele bereits geschenkt worden.

Ameisenfleiss

Neujahr

Jeder weiss es: keine andere Zeit des Kalenderjahres wird als so einschneidend empfunden wie sein Ende. Das steht im Unterschied zum Kirchenjahr, welches mit dem ersten Advent beginnt: dort sind es die hohen Feiertage, die uns am meisten beschäftigen. Ob das daran liegt, dass die Angst vor dem Ende eine Angelegenheit dieser Welt ist, in der wir jetzt leben, und nicht jener, die auf uns wartet? Wie dem auch sei – das Jahresende ist die Zeit der Abrechnungen und des Nachdenkens, des Überprüfens und In-sich-gehens, während der Jahresbeginn als Chance für gute Vorsätze, für Umkehr und Busse gilt. Der Jahreswechsel – Altjahrabend und Neujahrsmorgen – ist eigentlich kein Fest der Kirche, sondern eine Sache der Zeitrechnung. Wo mit der Zeit gerechnet wird, kommt Endlichkeit ins Bewusstsein, und zugleich stellen sich Gedanken an die Unendlichkeit, an die Ewigkeit ein. Und vielleicht geht dann der Jahreswechsel so tief, weil wir im Grunde der Dinge um einen Zusammenhang zwischen Verhaltensweise und Wohlergehen wissen. Wir ersehnen Glück und Heil. Darum nehmen wir oberflächlich oder tiefgründig unser Tun und Sein, dass «Soll» und das «Haben» unter die Lupe.

Für das Neue Jahr sind nun ideale Lebensrezepte und kluge Ratschläge erwünscht, die Erfolg und hohes Alter versprechen. Wir Christen müssen diese Tips gar nicht weit herholen. Die Bibel verfügt über ein viel zuwenig beachtetes Werk, in dem die Weisheit des Israeliten als konkrete Erfahrungsweisheit gesammelt ist: das Buch der Sprüche Salomos. Ursprünglich für die Erziehung der Jugend vornehmer Kreise am Hof verwendet, wurde dieser reiche Schatz an Sprichwörtern durch die Aufnahme in den Kanon der Heiligen Schriften allen zugänglich. Die Bitterkeit moralischen Abgeschmakkes ist ihm fremd, eigen jedoch sind ihm treffende Beobachtungen, die jeder macht, der mit offenen Augen durch das Leben geht. Eine solche greifen wir nun für diese Neujahrspredigt heraus; eine pas-

sende, wie mir scheint, die uns ganz einfach zu neuen Taten anspornen soll: «Sieh dir die Ameise an, du Faulpelz! Nimm dir ein Beispiel an ihr, damit du gescheit wirst. Sie hat keinen Aufseher und keinen Antreiber. Und doch sorgt sie im Sommer für ihre Nahrung und sammelt zur Erntezeit ihre Vorräte.»

So lautet die eine Stelle über die Ameise in den Sprichwörtern (6, 6–8). Die zweite ist ihr ähnlich (30, 25): «Die Ameisen sind ein schwaches Völklein und rüsten doch im Sommer ihre Speise.»

Tatsächlich kommt im Mittelmeerraum eine Art «Ernte-Ameise» vor, die fast ausschliesslich Früchte und Samen auf Feldern einsammelt, daneben aber – wie alle übrigen Ameisenarten – auch tierische Nahrung nicht verschmäht. Ist der Vorrat gross genug, widmet sie sich der Verarbeitung der «eingeheimsten» Produkte, indem sie das mühsam herangeschleppte Essen zerkleinert, kaut und sorgfältig einspeichelt, bis ein gleichförmiger Brei entsteht. Andere Ameisenarten halten sich in regelrechter «Viehzucht» ganze Herden von Blattläusen, die als wahre «Ameisenkühe» bezeichnet werden können. Mit dem feinen Sinnesorgan ihrer Antennen streicheln die Ameisen die Blattläuse, bis diese den begehrten süsslichen Saft, den «Honigtau», abgeben. Die Blattläuse werden von ihren «Bauern» auch zu neuen Futterbeständen geführt, wenn die alten erschöpft sind.

Ein Ameisenvolk setzt sich im allgemeinen aus drei Kasten zusammen: den fruchtbaren Weibchen, den fruchtbaren Männchen und den geschlechtlich mehr oder weniger verkümmerten Weibchen, den sogenannten Arbeiterinnen, die unter sich wiederum sehr stark spezialisiert sein können. Untersuchungen haben gezeigt, dass sich die Ameisen durch rasches Vibrieren der Fühler zu verständigen pflegen und eigentliche Besprechungen abhalten. Im matriarchalischen Staat erfüllt jedes Individuum bestimmte Aufgaben. Wenn eine Ameise durch häusliche Arbeiten völlig ausgelastet ist, erhält sie von ihren Gefährtinnen die nötige Nahrung zugeführt. Schleppt sich eine müde oder verletzt zum Bau, dann wird ihr Hilfe zuteil.

Darüber hinaus sind Ameisen geschickte Architekten. Je nach Lage

und Umweltbedingungen errichten sie ihre Behausungen mit den Speicherräumen als verschiedenartige Konstruktionen, wobei die Arbeiterinnen selbständig vorgehen. Kommen zwei Ameisen bei der Erstellung eines Ganges zusammen, so meistern sie das Reststück gemeinsam. Bricht ein soeben fertiggestellter Pfeiler ein, kommt es nicht zu Auseinandersetzungen, sondern zur Beseitigung der Trümmer und Instandstellung des Schadens mit vereinten Kräften. Auf geradezu geniale Weise löst diese Tierart neue und unerwartete Probleme, die Tag für Tag an sie herantreten.

Den ausgesprochen vielen, nahezu «menschlichen» Fähigkeiten der Ameise wurde denn auch die gebührende Achtung gezollt. Bei den alten Ägyptern galt sie als Symbol für Intelligenz und Voraussicht. Auf römischen Münzen erscheint sie als Zeichen der Ceres, der Göttin des pflanzlichen Wachstums und der Getreideversorgung, da die Ameise als Ernterin für Fleiss und Reichtum steht. Roms berühmtester Redner, Cicero (106–43 v. Chr.), billigte ihr nicht nur hohen Instinkt, sondern gar Gedächtnis und Vernunft zu. Und ein Tierbuch unserer Tage weist auf die ähnliche Stellung der Ameisen innerhalb der Insekten hin, die auch der Mensch unter den Säugern einnimmt.

Mag sein, dass diese Erkenntnis den Menschen immer wieder dazu anhält, in der Ameise ein Vorbild zu sehen. Die Bibel erwähnt das zeitige Zubereiten der Speise. Tatsächlich sorgt die Ameise auch für Schlechtwetterperioden vor, in denen der Ameisenhaufen für längere Zeit nicht verlassen werden kann. Irgendwie berührt mich das, habe ich doch das Gefühl, dass uns Menschen eben diese Tugend abgeht. Der Ameisenstaat ist ein Vorrätestaat – der Menschenstaat ein Schuldenstaat! Verhält es sich nicht auf allen Ebenen unseres Daseins so? Wir sind ausgelaugt, ausgepumpt, verbraucht, kaputt, arm an Reserven, pleite in jeder Beziehung. Was hilft uns da wieder heraus – Ameisenfleiss etwa? Ein Stück weit schon, da hat das Sprichwort der Bibel recht. Nur macht es nicht die ganze Bibel aus, und es umgreift nicht unsere ganze Existenz. Es gibt da noch etwas anderes, das auch dazugehört; etwas Tieferes, das der Aussage der Erfahrungsweisheit

des Alten Testamentes nicht widerspricht, sie jedoch zum Tragen bringt. Der deutsche Erzähler Manfred Kyber (1880–1933) hat dieses gewisse Etwas in seiner Tiergeschichte «Die Eintagsfliege» hervorragend angedeutet:

Die Eintagsfliege entschlüpfte bei einem Sumpf ihrer Larve. «Eine Lebensform war beendet, eine andere begann.» Alsbald nahmen Frosch, Käfer und Ameise vor ihr Notiz. Währenddem der Frosch nur das gefundene Fressen im Kopf hatte, meinte die Ameise, auf die Larve zeigend, geschäftig zur Eintagsfliege:

«'Sie interessieren mich volkswirtschaftlich. Sind Sie das hier noch einmal, oder ist das Ihre Garderobe?'

'Ich weiss nicht', sagte die Eintagsfliege, 'es ist etwas von mir, was unwesentlich war. Was ich selbst bin, fliegt in ein Leben von Sonnenschein.'

'Machen Sie nicht solche Phrasen', sagte die Ameise, 'es handelt sich hier um eine volkswirtschaftliche Frage, die sich vielleicht unseren staatlichen Prinzipien nutzbar machen lässt. Wovon leben Sie?'

'Von Luft, Licht und Sonne', sagte die Eintagsfliege.

'Das ist Schwindel', sagte die Ameise, 'davon kann man einen Tag leben, nicht länger.'

'Ich lebe auch nur einen Tag', sagte die Eintagsfliege, 'einen Morgen, einen Mittag und einen Abend. Das ist endlos, gar nicht auszudenken, nicht wahr?'

'Ein anständiges Geschöpf lebt Jahre', sagte die Ameise, 'Frühling, Sommer, Herbst und Winter.'

'Ich weiss nicht, was das ist', sagte die Eintagsfliege, 'vielleicht gebrauchen Sie nur andere Ausdrücke. Alles Leben ist doch nur Morgen, Mittag und Abend. Ich kann mir nichts anderes vorstellen.'

'Sie sind eben nicht volkswirtschaftlich und staatlich gebildet', sagte die Ameise.

'Haben Sie den Punkt gefunden?' rief der Käfer hinüber.

'Ach, Sie mit Ihrem Punkt!' sagte die Ameise.»

Im Verlauf des weiteren Rätselratens setzte der Frosch entschlossen zum Sprung an – und erbeutete die leere Hülle der Eintagsfliege!

«Der Frosch sass dick und grün im Sumpf und hatte eine geschwollene Kehle vor lauter Ärger. Die Eintagsfliege gaukelte mit blitzenden Schwingen im Lichterglanz eines neuen Daseins – für einen Tag, für Morgen, Mittag und Abend.

Aber was ist ein Tag? Ein Augenblick und tausend Jahre sind gleich flüchtig und wandelbar – man muss doch wohl den einen Punkt finden, wie der kleine, pilgernde Käfer sagte, irgendeinen Punkt . . .

Sind wir nicht alle Eintagsfliegen, lassen wir nicht auch Larven zurück, die uns gleichen, und haben damit doch nur Erde und Sumpf verlassen, um unsere Schwingen zu spannen im blauen Äther durchsonnter Ewigkeit? Jede Gegenwart trägt ihr rätselvolles Zeichen des Künftigen, und in allem Dasein atmet die grosse Ahnung kleiner Käfer: Alles Leben ist Morgen, Mittag und Abend und, über Nacht, das Frührot einer neuen Sonne – alles Leben ist ewige Ostern.»

Mit diesen Worten schliesst Manfred Kyber seine Geschichte. «Alles Leben ist ewige Ostern.» Ja, es ist lauter Sterben und Geborenwerden, Abschied und Willkomm, Trauer und Lust, Abstreifen und Neuanziehen, Karfreitag und Ostern. Der Jahreswechsel hat uns dafür sensibel gemacht, dass Leben Wandel bedeutet, stetes Neuwerden. Fragen der äusseren Nützlichkeit stehen nicht an erster Stelle, vielmehr das Erfüllen geheimer Aufgaben von innen heraus. Ameisenfleiss ist gut – aber noch nicht alles. Dazu sind als Grundlage rechter Geist, fruchtbares Arbeitsklima, Veränderung, Anpassung und gefühlvolles Eingehen auf den Nächsten vonnöten. Dann erst macht Arbeit Freude, dann erst kann sie gelingen! Will Segen über diesem neuen Jahr liegen, so braucht es auch neue Menschen. Der Apostel Paulus (2. Korinther 5, 17) hat die herzhaft-klugen Verse geschrieben: «Wer zu Christus gehört, ist ein neuer Mensch geworden. Was er früher war, ist vorbei; etwas ganz Neues hat begonnen.»

Wir nützen die Zeit, in ihr immerfort für die Ewigkeit neu zu werden. Das ist nun nicht mehr Ameisenfleiss, das ist Christenfleiss!

Fischsegen . . .

. . . begleitet in geradezu geheimnisvoller Weise unseren Heiland auf Erden. Fischsegen steht am Beginn, in der Mitte und am Schluss seines Wirkens.

Schon bei der Berufung der ersten Jünger gab es nach einem Bericht des Evangelisten Lukas (5, 1–11) prallvolle Netze:

«Eines Tages stand Jesus am Ufer des Sees Gennesaret. Die Menschen drängten sich um ihn und wollten Gottes Botschaft hören. Da sah er zwei Boote am Ufer liegen. Die Fischer waren ausgestiegen und reinigten ihre Netze. Er setzte sich in das eine der Boote, das Simon gehörte, und bat ihn, ein Stück vom Ufer abzustossen. Dann sprach er vom Boot aus zu der Menschenmenge.

Als er seine Rede beendet hatte, sagte er zu Simon: 'Fahr hinaus auf den See und wirf mit deinen Leuten die Netze zum Fang aus!' Simon erwiderte: 'Wir haben uns die ganze Nacht abgemüht und nichts gefangen. Aber weil du es sagst, will ich die Netze noch einmal auswerfen.' Sie taten es und fingen soviele Fische, dass die Netze zu reissen begannen. Sie mussten die Freunde im anderen Boot zur Hilfe herbeiwinken. Schliesslich waren beide Boote so überladen, dass sie fast untergingen.

Als Simon Petrus das sah, fiel er vor Jesus auf die Knie und bat: 'Herr, geh fort von mir! Ich bin ein sündiger Mensch.' Denn ihn und die anderen, die bei ihm im Boot waren, hatte die Furcht gepackt, weil sie einen so gewaltigen Fang gemacht hatten. So ging es auch Jakobus und Johannes, den Söhnen von Zebedäus, die mit Simon zusammenarbeiteten. Jesus aber sagte zu Simon: 'Hab keine Angst! Von jetzt an wirst du Menschen fischen.' Da zogen sie die Boote an Land, liessen alles zurück und gingen mit Jesus.»

Fischsegen beobachten wir auch in der Mitte von Jesu Wirksamkeit. Vor Betsaida machte Jesus fünftausend Menschen satt (Lukas 9, 10–17). «Betsaida» heisst übrigens «Fischhausen».

«Die Apostel kamen zurück und berichteten Jesus, was sie getan hatten. Jesus nahm sie mit sich und ging mit ihnen nach Betsaida.

Sobald die Leute das merkten, folgten sie ihm. Jesus wies sie nicht ab, sondern sprach zu ihnen über die neue Welt Gottes und heilte alle, die seine Hilfe brauchten.

Darüber wurde es Abend, und seine Jünger kamen und sagten zu ihm: 'Schick doch die Leute in die Dörfer und Gehöfte ringsum, damit sie dort übernachten können und etwas zu essen bekommen. Hier sind wir ja in einer ganz einsamen Gegend.' Aber Jesus sagte zu ihnen: 'Gebt doch ihr ihnen zu essen!' Sie antworteten: 'Wir haben nur fünf Brote und zwei Fische für diese ganze Menge. Wir müssten erst gehen und für sie zu essen kaufen!' Es waren nämlich etwa fünftausend Männer versammelt.

Jesus sagte zu seinen Jüngern: 'Sorgt dafür, dass die Leute sich hinsetzen, in Gruppen von jeweils fünfzig.' Die Jünger liessen die Leute Platz nehmen. Dann nahm Jesus die fünf Brote und die beiden Fische, sah zum Himmel auf und segnete sie. Er teilte Brote und Fische in Stücke, gab sie den Jüngern, und die Jünger verteilten sie an die Menge. Alle bekamen genug zu essen. Es blieb sogar noch soviel übrig, dass man zwölf Körbe damit füllen konnte.»

Fischsegen aber bringt nach dem letzten Kapitel des Johannesevangeliums (21, 1–14) gar der Auferstandene mit sich:

«Später zeigte sich Jesus seinen Jüngern noch einmal am See von Tiberias. Das geschah so: Simon Petrus, Thomas, der auch Zwilling genannt wurde, Natanaël aus Kana in Galiläa, die Söhne von Zebedäus und zwei andere Jünger waren beisammen. Simon Petrus sagte zu den anderen: 'Ich gehe fischen!' 'Wir kommen mit', sagten sie zu ihm. Sie gingen hinaus und stiegen ins Boot; aber während der ganzen Nacht fingen sie nichts.

Als die Sonne aufging, stand Jesus am Ufer. Die Jünger wussten aber nicht, dass es Jesus war. Er redete sie an: 'Kinder, habt ihr nicht ein paar Fische?' 'Keinen einzigen!' antworteten sie. Er sagte zu ihnen: 'Werft euer Netz an der rechten Bootsseite aus! Dann werdet ihr Erfolg haben.' Sie warfen das Netz aus und fingen so viele Fische, dass sie das Netz nicht ins Boot ziehen konnten. Der Jünger, den

Jesus liebte, sagte zu Petrus: 'Es ist der Herr!' Als Petrus das hörte, warf er sich das Oberkleid über und sprang ins Wasser. Er hatte nämlich zur Arbeit sein Oberkleid ausgezogen.

Sie waren etwa hundert Meter vom Land entfernt. Die anderen Jünger ruderten das Boot an Land und zogen das Netz mit den Fischen hinter sich her. Als sie an Land gingen, sahen sie ein Holzkohlenfeuer mit Fischen darauf, auch Brot lag dabei. Jesus sagte zu ihnen: 'Bringt ein paar von den Fischen, die ihr eben gefangen habt!' Simon Petrus stieg ins Boot und zog das Netz an Land. Es war voll von grossen Fischen, genau hundertdreiundfünfzig. Aber das Netz riss nicht, obwohl es so viele waren. Jesus sagte zu ihnen: 'Kommt her und esst!' Keiner von den Jüngern wagte zu fragen: 'Wer bist du?' Sie wussten, dass es der Herr war. Jesus trat zu ihnen, nahm das Brot und verteilte es unter sie, ebenso die Fische.

Dies war das dritte Mal, dass sich Jesus seinen Jüngern zeigte, seit er vom Tod auferstanden war.»

Ist es nicht faszinierend, dass reicher Fischsegen am Anfang, in der Mitte und am Ende der Verkündigung Jesu überrascht? Dem Fisch haftet etwas Elementares, Urtümliches an. Der Schöpfungsbericht (1. Mose 1, 20–23) nennt denn die Seetiere auch als die zuerst erschaffenen Lebewesen: «Dann befahl Gott: 'Im Wasser soll sich Leben regen, und in der Luft sollen Vögel fliegen!' Er schuf die grossen Seeungeheuer, alle Arten von Wassertieren und die Vögel. Er hatte Freude daran; denn es war gut. Er segnete seine Geschöpfe und sagte: 'Vermehrt euch und füllt die Meere.' Und ihr Vögel, vermehrt euch auf der Erde!' Es wurde Abend und wieder Morgen: der fünfte Tag.»

Und wenn im weiteren Verlauf der Erzählung (1, 26) zwischen Tieren des Wassers, der Luft und des Landes unterschieden wird, so bleibt diese Reihenfolge bestehen: «Dann sagte Gott: 'Nun wollen wir den Menschen machen, ein Wesen, das uns ähnlich ist! Er soll Macht haben über die Fische im Meer, über die Vögel in der Luft und über alle Tiere auf der Erde.'»

Ja, er hat etwas Primäres an sich, der Fisch, etwas Einfaches, Grundlegendes. Sein Herz ist nur mit einer einzigen Kammer und einer Vorkammer versehen. Dennoch lässt er an Eindruckskraft auf das menschliche Gemüt nichts zu wünschen übrig, zählt er doch zu den farbenprächtigsten Wesen überhaupt – bei all seiner Schlichtheit! Der deutsche Tierforscher Alfred Brehm (1829—1884) kleidete diese Beobachtung in folgende Worte: «Was die Farben angeht, gilt für die meisten Fische, dass sie in Schönheit und Verschiedenartigkeit alle anderen Tiere übertreffen. Bei den Fischen scheinen alle Farben des Regenbogens und alle Kombinationen und Nuancierungen vorzukommen.»

Die Leute, mit denen Jesus damals in Kapernaum und Betsaida am See Gennesaret gesprochen hatte, waren auf das strenge Gewerbe der Fischerei angewiesen. Eine Übermenge von Fischen war in ihren Augen überreicher Segen, bedeutete sie doch mehr als erfüllte Lebensnotwendigkeit.

Einfachheit des Herzens – Ausstrahlung schlichter Schönheit – und Lebensfülle; vielleicht hat das alles mit Christus zu tun. Vielleicht liegt darin das Geheimnis verborgen, warum der Fisch zur bekanntesten und beliebtesten Christusbezeichnung werden konnte, die sogar Tiersymbolik und Buchstabenspekulation verbindet.

Die Speisung der Fünftausend klingt an die Abendmahlsszene an, besonders wie sie bei Johannes (6, 11) beschrieben wird: «Jesus nahm die Brote, dankte Gott und verteilte sie an die Menge. Mit den Fischen tat er dasselbe, und alle hatten reichlich zu essen.» Indessen vermag das Schwimmen des Fisches im Wasser das Verharren des Christen in der Taufgnade in Erinnerung zu rufen.

Zu dieser Tiersymbolik gesellt sich nun eine Buchstabenspekulation: Das griechische Wort für «Fisch» – «Ichthys» – lässt sich in die Anfangsbuchstaben folgender Worte in griechischer Sprache auflösen: «Jesus Christus, Gottes Sohn, (ist unser) Heiland». Nun bestand also das *Wort* «Fisch» als Ideogramm und das *Zeichen* des Fisches als Ikonogramm für Christus. In den Katakombengräbern, auf Inschrif-

ten, Lampen und Mosaiken ist das Zeichen oft anzutreffen, während wir das Wort häufig auf Haustüren, Amuletten und Ringen finden. Gewiss erhoffte man sich zuweilen fast magische Hilfe davon.

Rettung aber hatte ein «grosser Fisch» schon Jona (2, 1–11) gebracht, der auf der Flucht vor Gott war. Und so kann uns der Fisch darauf hinweisen, wer uns wirklich durch das Leben trägt und im Leben erhält: Christus, dem wir allen Segen zu danken haben! Auf dass auch für uns gelten darf, wie es von den Jüngern heisst (Johannes 21, 12): «Keiner von den Jüngern wagte zu fragen: 'Wer bist du?' Sie wussten, dass es der Herr war.»

Nach dem Vorbild des Franziskus von Assisi, der zu den Vögeln gepredigt hatte, richtete Antonius von Padua (1195—1231) an die Fische eine wunderbare Predigt, die ich Euch nicht vorenthalten möchte:

«Meine lieben Brüder, ihr Fische, ihr seid ebensogut Geschöpfe Gottes wie wir. Darum seid ihr auch verpflichtet, euren Schöpfer zu preisen, weil ihr aus seinen Händen euer Dasein und Leben empfangen habt. Zur Wohnung hat er euch das Wasser gegeben, und ihr findet in seinen Tiefen Zuflucht vor Sturm und Menschenlist. Er hat es hell und durchsichtig erschaffen, damit ihr leichter eure Pfade ziehen und eure Nahrung finden könnt. Ihr allein seid von allen Geschöpfen ausserhalb der Arche Noah am Leben geblieben (1. Mose 6–8). Einer von euch hat dem Propheten Jona drei Tage das Leben erhalten (Jona 2). Ihr habt für den Herrn Jesus Christus und für Petrus, dem Haupt der Apostel, die Zinsmünze bezahlt (Matthäus 17, 24–27). Von euch hat der Herr vor und nach seiner Auferstehung zu essen gewürdigt. O ihr alle im grossen Meere, das seine Arme so weit ausbreitet, ihr zahllosen Fische, klein und gross, ihr Tiere alle, die ihr euch in den Wassern bewegt, preiset unsern Herrn und erhebt ihn über alles in Ewigkeit!»

Seid klug wie die Schlangen . . .

Es ist bekannt: die Schlange hat – aller Klugheit zum Trotz – einen angeschlagenen Ruf. Darüber lassen bereits die ersten Kapitel der Bibel (1. Mose 2, 25–3, 15) keinen Zweifel offen. Die Schlange erscheint als listige Verführerin, die den Fluch trägt, auf dem Bauch kriechen und Staub fressen zu müssen. Zwischen den Menschen und die Schlange wird zudem eine unheilvolle Feindschaft gesetzt.

«Die beiden waren nackt, aber sie schämten sich nicht.

Die Schlange war das klügste von allen Tieren, die Gott, der Herr, gemacht hatte. Sie fragte die Frau: 'Hat Gott wirklich gesagt: Ihr dürft die Früchte von den Bäumen im Garten nicht essen?'

'Natürlich dürfen wir sie essen', erwiderte die Frau, 'nur nicht die Früchte von dem Baum in der Mitte des Gartens. Gott hat gesagt: Esst nicht davon, berührt sie nicht, sonst müsst ihr sterben!'

'Glaubt doch das nicht', sagte die Schlange, 'auf keinen Fall werdet ihr sterben! Aber Gott weiss: Sobald ihr davon esst, werden euch die Augen aufgehen, und ihr werdet alles wissen, genau wie Gott. Dann werdet ihr euer Leben selbst in die Hand nehmen können.'

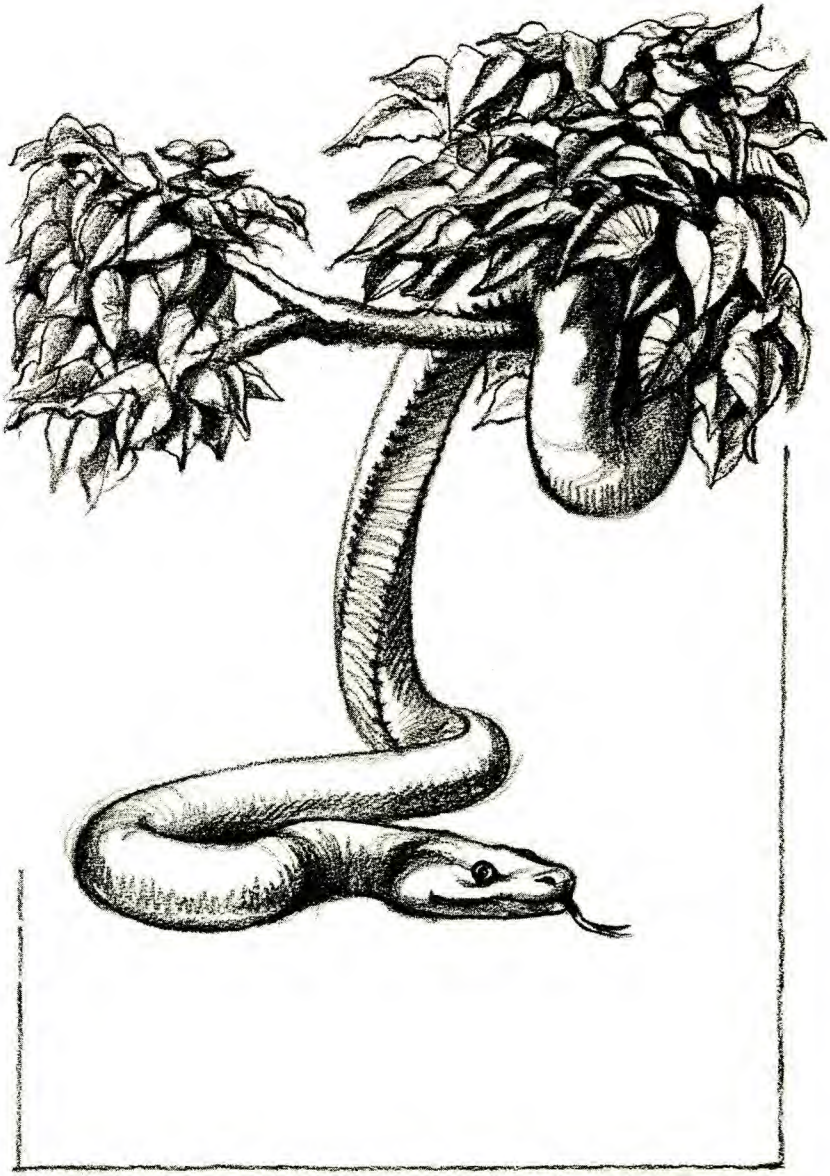
Die Frau sah den Baum an: er war prächtig, seine Früchte sahen verlockend aus, und man sollte auch noch klug davon werden! Sie pflückte eine Frucht, biss davon ab und gab sie ihrem Mann, und auch er ass davon. Da gingen den beiden die Augen auf, und es wurde ihnen bewusst, dass sie nackt waren. Deshalb flocht sich jeder aus Feigenblättern einen Lendenschurz.

Am Abend, als es kühler wurde, hörten sie, wie Gott, der Herr, durch den Garten ging. Sie versteckten sich zwischen den Bäumen. Aber Gott rief den Menschen: 'Wo bist du?'

Der Mann antwortete: 'Ich hörte dich kommen, da bekam ich Angst und versteckte mich, weil ich nackt bin!'

'Wer hat dir das gesagt?' fragte Gott. 'Hast du etwa von den verbotenen Früchten gegessen?'

Der Mann erwiderte: 'Die Frau, die du mir gegeben hast, reichte mir eine Frucht, da habe ich gegessen.'



Gott fragte die Frau: 'Warum hast du das getan?'

Sie antwortete: 'Die Schlange ist schuld, sie hat mich dazu verführt.'

Da sagte Gott, der Herr, zu der Schlange: 'Du sollst verflucht sein! Auf dem Bauch wirst du kriechen und Erde fressen, du allein von allen Tieren. Und ich bestimme, dass Feindschaft herrschen soll zwischen dir und der Frau, zwischen deinen Nachkommen und ihren Nachkommen. Sie werden euch den Kopf zertreten, und ihr werdet sie in die Ferse beissen.'»

Wahrscheinlich entwickelte sich die Schlange aus einem echsenähnlichen Reptil, das sein Leben einst in den Boden verlegte und dessen Füsse sich nach und nach zurückbildeten. Staub galt nach den Vorstellungen der Antike als die Nahrung der Unterweltbewohner. Das Urteil «Du wirst Erde fressen» bedeutete tiefste Erniedrigung und äusserste Verdammnis in den Bereich der Hölle. Und dass sich der Mensch mit Schlangen im allgemeinen schwer tut, erfordert nicht weitere Erörterungen . . .

Dennoch blieben auch die «guten Seiten» dieses eindrücklichen Tieres fest im Bewusstsein des Menschen verankert!

Der griechisch-römische Gott der Heilkunde, Äskulap, trägt als Sinnbild des Lebens und der Gesundheit stets eine Schlange mit dem Stab bei sich. Diese Ehre wurde dem Reptil wegen der jährlichen Häutung zuteil, ohne welche die Haut der ständigen Reibung bei der Fortbewegung nicht gewachsen wäre. Das Abstreifen der alten Hülle empfand man als Verjüngung der Schlange. Noch heute können an Heilquellen aus der Römerzeit eigens verpflanzte Äskulapschlangen ausfindig gemacht werden, und Schlange mit Stab stellen nach wie vor das Zeichen der Ärzte dar.

Direkt sensationell mutet die Aufforderung Jesu an seine Jünger in der Aussendungsrede an, sie möchten in der Erfüllung ihres Auftrags «klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben» (Matthäus 10, 16) sein! Wenn der Schlange Gefahr droht, flüchtet sie eilig ins Versteck und versucht besonders den Kopf als den Sitz ihres Lebens

zu schützen. Die Kirchenväter deuteten nun die von Jesus gemeinte Klugheit so: Der Christ soll lieber alles drangeben als seinen Glauben; er soll lieber alles verlieren als die Einheit mit Christus, dem Haupt, das Leben bringt. Es wäre unklug, das Leben wegen Dingen aufs Spiel zu setzen, die uns oft näher zu liegen scheinen: Genuss, Geld, Bequemlichkeit, Konvention, oder irgend etwas sonst zuerst Verlockendes und schliesslich Vereinnahmendes. Die Schlange steht für Klugheit. Der eigenwillige Architektenschmuck am Eingang des Oberstufenschulhauses unserer Gemeinde Wartau ist daher nicht abwegig: ein riesiger Schlangenbehälter mit fünf lebenden Pythons – einer Netzpython, einer Königspython und drei Tigerpythons. Sie erinnern den ein- und austretenden Schüler und Lehrer stets an die Aufforderung Jesu, klug zu sein wie die Schlangen.

Jesus tritt aber noch viel bestimmter auf, wenn er zu seinen Jüngern spricht (Lukas 10, 19): «Ich habe euch Vollmacht gegeben, auf Schlangen und Skorpione zu treten, und die ganze Macht des Feindes zunichte zu machen. Nichts kann euch schaden.» Und als Auferstandener bezeichnet er es als Merkmal der Glaubenden, dass es «ihnen nicht schaden wird, wenn sie Schlangen anfassen oder Gift trinken» (Markus 16, 18). Stärker als alles andere ist die Notwendigkeit der Verkündigung der Frohen Botschaft! Der Apostel Paulus spürte das am eigenen Leib (Apostelgeschichte 28, 1–6), nachdem er als Gefangener auf seinem Transport nach Rom den Schiffbruch bei Malta überstanden hatte:

«Nach unserer Rettung erfuhren wir, dass die Insel Malta hiess. Die Bewohner nahmen uns sehr freundlich auf. Sie luden uns alle ein und machten Feuer, denn es hatte angefangen zu regnen, und es war kalt. Paulus raffte ein Bündel Reisig zusammen und warf es in die Flammen. Da schoss eine Schlange heraus und biss sich an seiner Hand fest. Die Hitze hatte sie aufgescheucht. Die Einheimischen sahen die Schlange an seiner Hand und sagten: 'Der Mann muss ein Mörder sein: Dem Meer ist er entkommen, und jetzt trifft ihn die Strafe doch.' Aber Paulus schleuderte die Schlange ins Feuer, und es

geschah ihm nichts. Sie warteten darauf, dass er langsam anschwellen oder plötzlich tot umfallen würde. Nachdem sie ihn aber eine Zeitlang beobachtet hatten und nichts dergleichen geschah, kamen sie zur Ansicht, er müsse ein Gott sein.»

Die Überwindung der Gefährlichkeit der Schlange, das Ende der Feindschaft zwischen ihr und dem Menschen sagt Jesus also ganz klar an. Vorausgesehen ist das auch im fantastischen Entwurf des künftigen Friedens bei Jesaja (11, 8): «Der Säugling spielt beim Schlupfloch der Schlange, das Kleinkind steckt die Hand in die Höhle der Otter.»

Hat der Fisch etwas Primäres an sich, so halte ich die Schlange gewissermassen für ein Anfang- und Endwesen. Es ist ihr Urtümlichkeit und Differenziertheit zugleich eigen. Die Schlange ist einfach und doch ausgebildet. Sie verkörpert Anfang und Ende. Der begnadete französische Dichter Antoine de Saint-Exupéry (1900—1944) stellt eine Schlange an den Beginn und an den Schluss des irdischen Aufenthaltes seines «Kleinen Prinzen», der von einem andern Stern kommt und wieder dorthin zurückkehrt.

«Der kleine Prinz sah sie lange an: 'Du bist ein drolliges Tier', sagte er schliesslich, 'dünn wie ein Finger . . .'

'Aber ich bin mächtiger als der Finger eines Königs', sagte die Schlange.

Der kleine Prinz musste lächeln: 'Du bist nicht sehr mächtig . . . Du hast nicht einmal Füsse . . . Du kannst nicht einmal reisen . . .'

'Ich kann dich weiter wegbringen als ein Schiff', sagte die Schlange. Sie rollte sich um den Knöchel des kleinen Prinzen wie ein goldenes Armband. 'Wen ich berühre, den gebe ich der Erde zurück, aus der er hervorgegangen ist', sagte sie noch. 'Aber du bist rein, du kommst von einem Stern . . .'

Der kleine Prinz antwortete nichts.

'Du tust mir leid auf dieser Erde aus Granit, du, der du so schwach bist. Ich kann dir eines Tages helfen, wenn du dich zu sehr nach deinem Planeten sehnst. Ich kann . . .'

'Oh, ich habe sehr gut verstanden', sagte der kleine Prinz, 'aber warum sprichst du immer in Rätseln?'

'Ich löse sie alle', sagte die Schlange.

Und sie schwiegen.»

So geschieht es denn auch, da das Jahr für den kleinen Prinzen auf dieser Erde um ist:

«Er zögerte noch ein bisschen, dann erhob er sich. Er tat einen Schritt.

Es war nichts als ein gelber Blitz bei seinem Knöchel. Er blieb einen Augenblick reglos. Er schrie nicht. Er fiel sachte, wie ein Blatt fällt. Ohne das leiseste Geräusch fiel er in den Sand.»

Die Schlange erlöste den kleinen Prinzen von der Erdenschwere, wie auch Kleopatra (69—30 v. Chr.) in ihrer Verzweiflung die Rettung im Biss einer ägyptischen Brillenschlange suchte und fand.

Die Schlange wird von der menschlichen Seele als Anfang- und Endwesen wahrgenommen. Sie erscheint in Träumen von Menschen, Kulturen und Völkern als uraltes Symbol: als Kreis mit dem eigenen Schwanz im Schlund. Der Kreis drückt etwas in sich Geschlossenes, Abgerundetes, Absolutes und Vollkommenes aus – eine Ganzheit, nach der wir uns sehnen, weil sie uns fehlt. An dieser Sehnsucht müssten wir zugrundegehen, wenn sie nicht gestillt würde durch den, der wirklich der Anfang und das Ende ist: Jesus Christus, der da spricht (Offenbarung 21, 6): «Ich bin der Erste und der Letzte, der Anfang und das Ende. Wer durstig ist, dem gebe ich umsonst zu trinken. Ich gebe ihm Wasser aus der Quelle des Lebens.»

Durch ihn erhalten wir alle Gesundheit, jedes Ganzsein, alles Leben! Er allein zählt und wiegt. Vielleicht zeigt darum eine mittelalterliche Münze auf der einen Seite das Kreuz mit dem Leib Christi, auf der anderen Seite das Kreuz mit der Schlange. Jesus Christus am Kreuz auf Golgatha ist Anfang und Ende –

ENDE DES TODES UND ANFANG DES LEBENS!

Nachwort

Kein Tier wird angebetet – jeder Tierkult ist dem Christentum fremd. Dabei wollen wir bleiben. Denn nur so behält das Tier seinen eigenständigen und verdienten Platz. Nur so kommt auch das klare Evangelium – die Frohe Botschaft Jesu Christi – zur Geltung.

Geläufig jedoch ist der christlichen Kirche in Vergangenheit und Gegenwart eine reiche Tiersymbolik, die vielleicht aus guten – aber nicht mehr bedeutsamen – Gründen in Vergessenheit geriet. Was mich hingegen besonders zum Erarbeiten und Halten der vorliegenden Predigtreihe herausforderte, waren folgende Fragen: Wo kommen welche Tiere in der Bibel vor? Wie handelt Gott durch sie? In welcher Weise dienen die Tiere ihrem Schöpfer und Erlöser? Was kann ich daraus für mein Leben lernen?

Der ungeheure Reichtum des Geistes, den ich mit diesem Suchen anzog, überraschte mich selber. Weil die Informationen aus verschiedensten Quellen zusammengetragen werden mussten, stand ich wie nie zuvor beim Abfassen von Predigten vor der Qual der Auswahl und Gliederung einer faszinierenden Fülle von Material. Die Erfahrung, dabei zu einem neuen Sinnganzen geführt zu werden, beglückte mich immer wieder.

Die Predigten verstehen sich nicht zuletzt als einen Beitrag für das Tier von meiner Zunft her. Zweifellos wohnt dem Tier eine verborgene und zuweilen aufblitzende Ahnung inne, woher es kommt und wohin es geht. Der bei den Ostschweizer Schülern seit Jahrzehnten beliebte Tierschausteller Walter Pischl, als «Tierli-Walter» bekannt, formulierte diese Beobachtung in der Widmung seiner Lebensgeschichte an mich wie folgt: «Das Tier weiss. Doch es weiss nicht, dass es weiss. Wir aber wissen es.» Hinzu kommt die Wichtigkeit des Tieres für den Menschen. Ich schäme mich nicht, diesbezüglich auf die Worte eines Heiden zu achten: Häuptling Seattle vom Stamme der Duwamish-Indianer erklärte in seiner berühmten Rede vor dem 14. Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika, Franklin Pierce, im Jahre 1855: «Was ist der Mensch ohne die Tiere? Wären alle Tiere

fort, so stürbe der Mensch an grosser Einsamkeit des Geistes. Was immer den Tieren geschieht, geschieht bald auch den Menschen. Alle Dinge sind miteinander verbunden. Was die Erde befällt, befällt auch die Söhne der Erde.»

Die Predigten sind meiner Gemeindearbeit erwachsen und wurden grösstenteils in der Zeit vom 4. September 1983 bis zum 22. Januar 1984 in der St.Martinskirche von Wartau-Gretschins, über der Ebene des St.Galler Rheintals, gehalten. Sie haben mir einen neuen Zugang zum Wort Gottes wie auch zur Natur geschenkt, und die Kirchgänger haben mich mit spürbarem Interesse begleitet. Gemeinde und Pfarrer sind Gesprächspartner. Insofern ist die Predigt der Teil eines Dialogs, für den die Gemeinde auch Verantwortung trägt. Darum gilt ihr mein erster Dank.

Dass diese Predigtreihe das Interesse eines weiteren Kreises finden könnte und sollte, darauf hat mich mein väterlicher Freund Peter Schneider aus Mainz aufmerksam gemacht. Dies erklärt, warum ich den anerkannten Kenner der Literatur um ein Begleitwort bat, für das ich mehr als Dankbarkeit empfinde.

Der initiative Leiter der Buchdruckerei Buchs, Peter Zehnder, und Martin Brugger, Leiter des Oesch-Verlages, haben es verstanden, die Herausgabe der Predigten zu verwirklichen, Rolf Cigler steuerte seine eindrücklichen Zeichnungen bei. Das Werk liegt vor, und ich danke allen, die mitgeholfen haben.

Alle Arbeit kann jedoch das Wichtigste nicht beibringen. Mein unbescheidener Wunsch ist deshalb der, dass reicher Segen von dem Band ausgehen möge. In diesem Sinne fühle ich mich dem Leser stark verbunden.

Wartau-Gretschins,
10. Februar 1984

Jakob Vetsch

Benutzte Literatur (Auswahl)

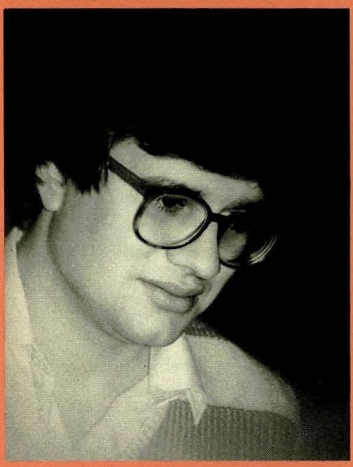
Bernhart, J.	Heilige und Tiere. München 1937
Biblisches Tierlexikon	V. Møller-Christensen / K. E. J. Jørgensen, ins Deutsche übertragen von H. Brockmann. Konstanz 1969
Der Physiologus	Übertragen und erläutert von O. Seel. Zürich und Stuttgart 1967, 2. Auflage
Forstner, D.	Die Welt der christlichen Symbole. Innsbruck 1982, 4. Auflage
Kyber, M.	Das Manfred Kyber Buch. Tiergeschichten und Märchen. Berlin 1982
La Fontaine, J. de	Die Fabeln, Gesamtausgabe. Übertragen von R. Mayr. Wiesbaden 1964
Luther im Kreise der Seinen	Briefe, Gedichte, Fabeln, Sprichwörter und Tischreden. Auswahl von O. Clemen. Frankfurt am Main 1983, 5. Auflage
Rüsch, E. G.	Gallus und der Bär, Geschichte und Legende. St.Gallen 1950
Seid klug wie die Schlangen	Ein Arbeits- und Vorlesebuch, Fabeln zur religiösen Erziehung. Herausgegeben und kommentiert von J. F. Konrad. Gütersloh 1978
Sielmann, H.	Tiergeschichten, die ich gerne lese. München 1983
Tanner, W.	Mensch und Tier in christlicher Sicht. St.Gallen 1950

Die Bibelzitate folgen in den meisten Fällen der von der Deutschen Bibelgesellschaft 1982 herausgegebenen Übersetzung «Die Bibel in heutigem Deutsch».

Die Liednummern beziehen sich auf das seit 1952 geltende «Gesangbuch der evangelisch-reformierten Kirchen der deutschsprachigen Schweiz», abgekürzt: «KGB».

Jakob Vetsch, 1954 geboren, stammt aus dem St. Galler Rheintal. Als Abkömmling einer Politikerfamilie durchlief er das Wirtschaftsgymnasium. Nach der Matur entschied er sich auf Grund eines Traumes, Theologie zu studieren. In Basel und Freiburg i. Br. besuchte er als Werkstudent die Universität.
Von 1977 bis 1982 war Jakob Vetsch als Seelsorger in Klosters-Serneus tätig, heute übt er das Pfarramt in seiner Werdenberger Heimat aus.
Jakob Vetsch ist verheiratet und Vater von drei Kindern.

Veröffentlichung:
Ds Goldbrünneli
Eine Sagensammlung aus Klosters und Umgebung. Klosters (1982)



Der Verfasser des Begleitwortes, Prof. Dr. iur. Peter Schneider, lehrt als Ordinarius für Staatsrecht und Rechtsphilosophie an der Universität Mainz, deren Rektor und Präsident er 1969–1980 war.
Er ist Präsident der Deutschen Lesegesellschaft.

Wichtigste Veröffentlichungen:
J. P. V. Troxler und das Recht (1947); Ausnahmezustand und Norm (1951); Recht und Macht (1970); Recht und Literatur (in Vorb.).

Dann wird der Wolf beim Lamm zu Gast sein…

Jesaja 11, 6–9

Diese Endzeitvision macht unsere Not drastisch deutlich. Heute ist eben der Wolf nicht zu Gast beim Lamm. Da stehen die Tiere und die Menschen nicht einfach beisammen.
Von der Einheit zwischen Tier und Mensch, aber auch von ihrem Auseinanderleben handeln diese Tierpredigten.
Der Leser wird durch die Widersprüche des Alltages geführt, erkennt und kann schliesslich umsichtig zusammenhalten, was notwendig zusammengehört.

ISBN 3-85833-327-1